



Tahiti.

Aufenthalt vom 11. bis 28. Jänner 1859.

Zustand der Insel zu Ende des vorigen Jahrhunderts. — Die Londoner Missionary Society und deren Sendlinge. — Große Sterblichkeit unter der eingeborenen Bevölkerung. — Erstes Erscheinen katholischer Priester in Oceanien. — Französisches Protectorat und dessen Folgen. — Tahitisches Parlament und tahitische Redner. — William Howe. — Adam Kutzyski. — Wissenschaftliche Bestrebungen und Arbeiten. — Katholische Mission. — Der Pré Catalan und die Tänze der Tahitier. — Kriegsgefangene aus Neu-Caledonien — Pointe Venus. — Cuavafelder. — Besuch einer Zuckerpflanzung. — Das Bergfort Sautāua. — See Waitiria. — Volksfest in Saāa. — Ballfest beim Gouverneur. — Königin Pomare und ihre Beziehungen zu den französischen Behörden. — Gesamtflächenraum der Insel. — Klima. — Vegetation. — Die Kawanurzel und der aus derselben bereitete Trank. — Abnahme des Handels. — Rosspieligkeit der französischen Stationen in Oceanien. — Reform-Projeete. — Englische und französische Colonisations-Resultate. — Zwei Deportirte. — Einer derselben erhält die Erlaubnis zur Mitreise. — Abfahrt. — Der Walfänger Emile Motgan. — Versuch, den Nullpunkt der Declination oder Mißweisung der Magnetnadel aufzusuchen. — Colique vegetale oder endemische Kolik. — Ein Opfer derselben. — Insel Pitcairn. — Eine Dorfgeschichte aus der Tropenwelt. — Ein Fall ohne Unfall. — Die Grokraae bricht entzwei — Humboldt's Strömung. — Ankunft in Valparaiso.

Wohl keine der zahlreichen Inseln des großen Oceans hat in verschiedenen Zeitabschnitten die Aufmerksamkeit und Theilnahme der civilisirten Welt in höherem Grade auf sich gezogen, als das Eiland, in dessen Hafen wir eben Anker warfen. Erst ließen die anmuthsvollen Schilderungen, welche

der unübertroffene Cook von seinem Aufenthalte auf Otaheti¹ und dem reinen und beständigen Glücke der dortigen Bewohner entwarf, einen tiefen Eindruck in der Brust des verfeinerten Lesers zurück; später waren es Vorgänge politischer Natur, welche das Interesse der europäischen Gesellschaft auf die ferne Insel und deren Königin lenkten.

Bevor wir eine Beschreibung der dormaligen Verhältnisse Tahiti's versuchen, möge es uns gestattet sein ein flüchtiges Bild von dem Zustande der Insel zur Zeit des ersten Auftretens englischer Missionäre im Gesellschafts-Archipel zu entwerfen.

Es war im Jahre 1797, ungefähr achtzehn Monate nach der Gründung der Missionary Society in London,² als anfangs März achtzehn Verkünder der evangelischen Glaubenslehre mit ihren Frauen und Kindern am Bord des Schiffes Duff auf Tahiti landeten. Die kleine Gemeinde vertheilte sich über die verschiedenen Inseln und hatte eine Reihe schwerer Prüfungsjahre durchzumachen. Erst um das Jahr 1803 nach dem Tode Pomare's I., der sich von einem Häuptling zum König der Insel erhoben hatte,³ begann das Christenthum daselbst Wurzel zu fassen und sich auszuweiten. Im Jahre 1812 erklärte sich Pomare des Ersten Sohn und Nach-

¹ Diese ursprüngliche Schreibart des Namens der Insel beruhte auf der Unkenntniß der tahitischen Sprache. Auf die Frage: „Taha tera kenua?“ (Wie heißt dieses Land?) antworteten die Eingeborenen: „O Taïti ôia“. Man nahm den Artikel für die erste Sylbe, und nannte die Insel O taïti. Die seither erworbene gründlichere Kenntniß der Sprache hat diesen Irrthum aufgeklärt. Es fehlen nämlich im Tahitischen die Zeitwörter „sein“ und „haben“. O ist einfach der Nominativ eines Artitels, welcher die Mitte hält zwischen unserem „der“ und „die“ und sehr häufig dem eigenen Namen des Nachdruckes oder auch des bloßen Wohlklanges wegen vorgesetzt wird. O vertritt hier gewissermaßen die Stelle von „es ist“. Eine wörtliche Uebertragung aus dem Tahitischen in irgend eine europäische Sprache ist in den meisten Fällen unmöglich. Man findet zuweilen Tahiti auch mit den Namen: La Sagittaria, King George the Third's island, Nouvelle Cythere und Amat bezeichnet.

² Diese äußerst wohlthätig wirkende und nützliche Gesellschaft wurde im September 1795 von einer Anzahl christlich gesinnter Privatmänner gegründet (to spread the knowledge of Christ among heathen and other unenlightened nations), und hat seither die großartigsten Resultate erzielt. An 452 Missionäre und über 700 Katechisten lehren, auf Kosten der Gesellschaft ausgesendet, das Wort des Herrn in den entferntesten, abgegliederten Theilen der Erde und gegen 70.000 Pfund Sterling, die Beiträge edler Menschenfreunde, werden von der Gesellschaft jährlich zur Verbreitung des Christenthums unter heidnischen Völkern auf die segensreichste Weise verausgabt.

³ Die Entstehung des Namens Pomare, welcher seither der Name der tahitischen Dynastie geworden, ist eine rein zufällige. Otu's Vater reiste einmal in den Bergen und campirte in der Nacht im Freien. Das üble Wetter zog ihm einen heftigen Husten zu, was einen seiner Begleiter veranlaßte, die unter so peinlichen Umständen zugebrachte Nacht Po-Mare zu nennen, das heißt: eine Nacht (po) des Hustens (mâre). Dem Häuptling gefiel der Klang dieser Worte so sehr, daß er sich dieselben als Namen beilegte. (Vergl. Ellis, Polynesian Researches. II, p. 70.)

folger Otu, welcher als Pomare II. den tahitischen Herrscherthron bestiegen hatte, zu Gunsten der christlichen Lehre. Fünf Jahre später war neuerdings eine Anzahl von Missionären in einem Kauffahrer von Neu-Süd-Wales nach Tahiti gekommen, welche unter anderen Dingen auch eine kleine Buchdruckerei mitgebracht hatten. Es geschah jetzt zum ersten Male, daß die Eingeborenen der Gesellschafts-Inseln den Segen der größten Erfindung aller Zeiten kennen lernten. Am 30. Juni 1817 wurde nach vorhergegangener Anweisung durch die Missionäre vom König Pomare II. der erste Bogen eines Katechismus gedruckt. Noch im selben Jahre gingen 2300 Abdrücke eines ABC-Büchleins aus der Missionspresse von Papeete hervor.

Das nämliche Schiff brachte zugleich das erste Pferd nach der Insel, ein Geschenk des Schiffeigners an König Pomare. Die Eingeborenen konnten sich kaum von der Ueberraschung erholen, die sie empfanden, als sie den Capitän das große stattliche Thier reiten sahen. Bezeichnend ist die Bemerkung, welche bei dieser Gelegenheit Pomare II. fallen ließ. „König Georg von England“, sagte er, „reitet auf einem Pferde; König Pomare II., ein noch mächtigerer Herr, setzt sich bei öffentlichen Feierlichkeiten auf den Nacken eines seiner Unterthanen!“ —

Die Bestrebungen der Missionäre waren von den erfreulichsten Folgen begleitet. Ihnen gebührt das Verdienst, die grausame Sitte der Menschenopfer unterdrückt, Ordnung und Gesetz in die einheimische Regierung gebracht und zahlreiche Laster des gesellschaftlichen Lebens abgeschafft zu haben. Durch ihre Vorstellungen ließ sich Pomare II. bewegen, alle Destilliranstalten, in welchen geistige Getränke fabricirt wurden, so wie den Anbau und die Bereitung der Kawapflanze (*Piper methysticum*) zu verbieten. Bethäuser und Schulen entstanden, Bibeln und Lehrbücher wurden gedruckt und verbreitet, und binnen eines Jahrzehends bekannten sich nicht nur alle Bewohner der Insel zur christlichen Lehre, sondern der größte Theil der jüngeren Bevölkerung hatte zugleich auch im Lesen und Schreiben Unterricht erhalten.

Dieser erfreuliche, sittigende Einfluß der protestantischen Missionäre auf die Urbewohner des Gesellschafts-Archipels war aber leider nicht auch von einer Besserung und Hebung ihres physischen Zustandes begleitet. In Folge früherer Ausschweifungen und des Auftretens gewisser Seuchen und Krankheiten, welche die unzertrennlichen Begleiter der Weißen bei ihrem

ersten Contact mit primitiven Völkern zu sein scheinen, trat eine merkliche Abnahme der Bevölkerung ein. Fast hatte es den Anschein, als seien die Tahitier auf dem Gipfelpunkt ihrer Civilisation angelangt und nach einem dunklen Naturgesetze, wie so mancher andere farbige Volksstamm verurtheilt, ihre herrlichen Wohnsitze einer thätigeren und entwicklungsfähigeren Race zu überlassen; als sollten sie dem erschütternden Lose verfallen, von der Liste der Völker gestrichen zu werden.

Neununddreißig Jahre waren bereits vergangen, seitdem die protestantischen Missionäre den Fuß zuerst auf tahitischen Boden gesetzt und das Christenthum daselbst verbreitet hatten, als die ersten katholischen Priester in Oceanien erschienen.

Etienne Rochouse, ein junger Priester der Gesellschaft Picpus,¹ war mit dem Titel eines Bischofs von Melopolis in partibus zum „Vicaire apostolique de l' Océanie orientale“ ernannt worden und schiffte sich nebst vier Missionären² zu Ende des Jahres 1833 in Bordeaux nach Valparaiso ein, wo die geistlichen Brüder am 13. Mai 1834 anlangten. Ihr Plan war, den protestantischen Missionären in ihrem Bekehrungseifer bei einigen Stämmen der Südsee-Inseln wo möglich zuvorzukommen, sich von da bei den Nachbarvölkern auszubreiten und auf diese Weise bis zu den entferntesten Stämmen vorzudringen, in der Hoffnung, „daß alle diejenigen, welche die Kezerei verführt und gleichsam unter ein eisernes Joch gebracht hatte, sich um so bereitwilliger dem leichten und sanften Joch (joug) der katholischen Doctrine unterwerfen würden“.³

Im Jahre 1836 wurde der Katechist Columban Murphy von Valparaiso nach den Sandwich-Inseln gesandt mit dem Auftrage, unterwegs Tahiti zu berühren und an Ort und Stelle über die Möglichkeit der Gründung einer katholischen Missionsstation daselbst nähere Erkundigungen einzuziehen. Es war der erste Repräsentant der römischen Kirche, welcher diese seit neununddreißig Jahren evangelisirte Insel besuchte, und, hingerissen von jenem blinden religiösen Fanatismus, welcher spanische Mönche in den letzten Jahrhunderten so bedauerliche Irrthümer begehen ließ, glaubte

¹ In Paris im Jahre 1814 gegründet.

² Diese vier Missionäre waren: Chrysofome Vianu, François d'Assise Caret Honoré Laval und Columban Murphy, ein irländischer Katechist.

³ Annales de la propagation de la foi. Nr. 41, p. 31.

Murphy, die Hölle selbst müsse von diesem Ereigniß bewegt und ergriffen sein.¹ Murphy, oder vielmehr Columban, wie er sich jetzt nannte, reiste in der Eigenschaft eines Zimmermannes, trug einen starken Bart, rauchte ein kurzes Pfeifchen und schien jedem anderen Stande eher anzugehören, als dem eines katholischen Priesters. Obschon unter den einheimischen Autoritäten ernste Bedenken über seinen eigentlichen Beruf herrschten, so erhielt er doch die Erlaubniß, sich auf der Insel aufhalten zu dürfen. Er verweilte zwei Monate lang daselbst und bereitete das Terrain für eine spätere katholische Niederlassung mit großem Eifer vor. Noch im Monat November desselben Jahres kamen zwei andere katholische Missionäre, die Väter Laval und Caret, nach Tahiti. Die Umstände, unter denen sie den Fuß ans Land setzten, erregten den Verdacht der Behörden, so wie der ganzen Bevölkerung. Sie landeten nämlich nicht im sogenannten Will's Harbour, dem damals einzigen gesetzlich zugängigen Hafen der Insel, sondern heimlich, auf der entgegengesetzten Seite. Nach einem Landesgesetz sollte aber kein Capitän oder Schiffszeuger einen Passagier ohne vorherige Genehmigung der Königin oder des Gouverneurs auf der Insel ausschiffen. Nachdem die beiden katholischen Priester rings um die Insel gegangen und die meisten Dörfer der Eingeborenen der Küste entlang besucht hatten, erreichten dieselben endlich Will's Harbour (jetzt Papeete), wo sie bei einem damals als Kaufmann ansässigen Belgier, Namens Moehrehout, die gastlichste Aufnahme fanden.

Bei einer Unterredung, welche Laval und Caret mit der Königin hatten, bemerkten dieselben, „daß sie bloß gekommen seien, das Wort Gottes zu lehren“, und beschenkten die damals noch jugendliche, puzzüchtige Pomare mit einem seidenen Schawl. Die Königin schien jedoch nicht auf ihre Wünsche einzugehen, sondern befahl, daß ihnen die Gesetze des Landes vorgelesen werden sollten. Die Priester aber weigerten sich, diese anzuhören und verabschiedeten sich.

Ein Bote wurde hierauf an die beiden Fremdlinge abgesandt mit der Weisung, daß ihnen die Königin nicht erlaube, länger auf der Insel zu verbleiben, und eine ähnliche Mittheilung wurde Mr. Moehrehout

¹ „Il n'est pas étonnant, schreibt Murphy in einem Bericht an seinen Obren, qu'à l'arrivée d'un enfant du Sacré coeur sur cette terre, consacré depuis si longtemps au démon, cet ennemi de tout bien ait redoublé de fureur, et que les émissaires protestants aient cru, que je venais renverser leur empire“. Vergleiche Annales de la propagation de la foi. Nr. 56, p. 204.

gemacht. Als der Schooner, welcher Laval und Caret gebracht hatte, sich anschickte, wieder unter Segel zu gehen, wurde die Aufforderung an sie, die Insel zu verlassen, in derselben Weise wiederholt. Diese hatten sich aber inzwischen in ein Haus eingesperrt und verweigerten den Eintritt. Der Schooner wurde vierundzwanzig Stunden länger zurückgehalten, und die Beamten der Königin umzingelten das Haus, den Moment erwartend, wo die beiden Missionäre dasselbe verlassen würden. Allein diese kamen nicht. Die Gerichtsbeamten drangen endlich vom Dach aus in die Wohnung ein und brachten die beiden Priester nebst deren Habseligkeiten mit Gewalt an Bord des Schooners, welcher bald darauf unter Segel ging, und dieselben nach Gambier-Inseland zurückführte, woher sie zuletzt gekommen waren. Trotz dieses ersten ungünstigen Ausganges kehrte Pater Caret bereits nach sieben Wochen in einer amerikanischen Brigg neuerdings nach Tahiti zurück, und zwar diesmal von einem andern Priester, dem Père Maigrat, begleitet. Der Capitän der Brigg, Namens Williams, schrieb an die Königin und bat, die beiden Passagiere landen zu dürfen. Die Antwort war eine abschlägige, und blieb es, trotz wiederholter Vorstellungen von Seiten des Capitäns sowohl, als des amerikanischen Consuls Mr. Moehrenhout. Der Capitän ging hierauf nach echter Vankeemanier so weit, die beiden katholischen Missionäre mit Gewalt ans Land zu setzen, mußte jedoch dem besonnenen aber entschiedenen Widerstande der Einwohner weichen, welche in großer Menge ins Wasser wateten und die Landung des Bootes verhinderten. Als selbst dieser letzte Gewaltstreich erfolglos blieb, ging der Capitän endlich wieder unter Segel und führte die beiden Missionäre mit sich fort.

Frankreich, obschon nicht mehr, wie unter Louis XIV., den specifischen Charakter eines katholischen Königreiches zur Schau tragend, sondern, wenigstens dem Rechte nach, eine Freistätte für alle Culten, glaubte sich jetzt gleichwohl bemüßigt, in dieser Angelegenheit mit dem ganzen Ernste einer europäischen Großmacht einzuschreiten, von welcher zwei Unterthanen angeblich mißhandelt worden waren. Zu diesem Zwecke erschien die französische Fregatte Venus unter den Befehlen des Linienschiffs-Capitäns Du Petit Thouars im September 1838 vor Tahiti, um für die den beiden französischen Missionären Laval und Caret zugefügten Mißhandlungen Genugthuung und eine Entschädigung von 2000 spanischen Piastern zu verlangen.

Zugleich wurde zwischen der Königin Pomare und der französischen Regierung ein Vertrag geschlossen, nach welchem von nun an alle Unterthanen des Königs der Franzosen die Gesellschafts-Inseln unbehindert besuchen und bewohnen, und gleiche Rechte mit den daselbst angesiedelten Engländern genießen sollten.¹

Diesem Vertrage fügte der französische Commandant La Place, welcher im April 1839 mit der Fregatte „Arémise“, um Ausbesserungen vorzunehmen, im Hafen von Papeete einlief, noch einen Additional-Artikel bei, welchen die Königin und die Hauptchefs der Insel unterzeichneten und in dem die freie Ausübung der katholischen Religion gestattet wurde.²

Hätte es bei diesen Demonstrationen von Seite Frankreichs im Interesse der katholischen Kirche und französischer Unterthanen sein Bewenden gehabt, so würde die ganze civilisirte Welt einem Acte ihre Anerkennung nicht versagt haben, welcher, völlig im Einklange mit dem humaneren und aufgeklärteren Geiste unseres Jahrhunderts, für jeden religiösen Cultus und dessen Befenner ein gleiches Recht fordert.

Allein man begnügte sich nicht mit den gemachten Zugeständnissen und den erwirkten Rechten; man wollte unter dem Mantel eines Kampfes der katholischen Kirche politische Zwecke erreichen; und die Ereignisse, die jetzt folgten, sind eine Reihe von Gewaltthätigkeiten und Demüthigungen, welche dermaßen alles Rechtsgrundes entbehrten, daß sich am Ende die französische Regierung selbst genöthigt sah, die Maßnahmen ihres Bevollmächtigten in Oceanien zu mißbilligen und zu widerrufen.

Im September 1842 kam Du Petit Thouars zum zweiten Male nach Tahiti. Derselbe war jetzt zum Range eines Admirals befördert, und zum Obercommandanten der französischen Stationen in den Südsee-Inseln ernannt worden. Du Petit Thouars hatte bereits von den Marquesas-Inseln für die Krone Frankreichs Besitz ergriffen und schien nun mit ähnlichen Absichten nach Tahiti gekommen zu sein. Dieser zweite Besuch endete, nachdem die

¹ „Ich bin nur Herrscherinn“, schrieb um jene Zeit die Königin Pomare an Louis Philipp, „über eine kleine unbedeutende Insel. Möge Weisheit, Ruhm und Macht stets mit Eurer Majestät sein! Lassen Sie Ihren Zorn aufhören, und vergeben Sie den Irrthum, den ich begangen habe.“

² Dieser Additional-Artikel lautet: „Le libre exercice de la religion catholique est permis dans l'île Taïti et dans toutes les autres possessions de la reine Pomare. Les français catholiques y jouissent de tous les privilèges accordés aux protestants, sans que pourtant ils puissent s'immiscer sous aucun prétexte dans les affaires religieuses du pays. Fait à Taïti, le 20 Juin 1839.“

Königinn und ihr Volk auf die peinlichste Weise vom französischen Admiral gedemüthigt worden waren, mit der Herstellung des französischen Protectorats, welches mehrere Häuptlinge in einem an Louis Philipp gerichteten Documente nachsuchten und das selbst die Königinn bewogen wurde zu unterfertigen. Im November 1843 kam Du Petit Thouars neuerdings nach Papeete und nahm jetzt, als er vom Wohnhause der Königinn eine Flagge wehen sah, welche er für die englische hielt, unter dem Vorwande, es sei dies eine absichtliche Beleidigung Frankreichs, die ganze Insel in Besitz. Die tahitische Flagge wurde von französischen Soldaten mit Gewalt entfernt, die französische dafür aufgehißt und Tahiti selbst zur französischen Colonie erklärt. Pomare protestirte gegen diese neue Beschimpfung und Gewaltthat; sie schrieb einen Beschwerdebrief an den König der Franzosen über die Anmaßungen seiner Officiere und erbat sich überdies in einem einfachen aber würdigen Schreiben die Sympathien und die Unterstützung der Königinn Victoria von England.¹

Das gewaltthätige Verfahren des Admirals wurde allerdings von der Regierung Louis Philipp nicht gut geheißten, Du Petit Thouars zurückberufen, die Inseln Tahiti und Oimeo dem Scepter der Königinn Pomare zurückgegeben, aber das Protectorat Frankreichs blieb aufrecht; und so sind die beiden Inseln seither, wenn auch nicht de jure, jedenfalls de facto eine französische Colonie. Die Verwaltung derselben geschieht unter dem maßgebenden Einflusse französischer Autoritäten; Steuern und Abgaben, Ein- und Ausfuhrzölle werden durch französische Beamte eingehoben, und die Königinn selbst empfängt ihre Civilliste (25.000 Francs) aus den Händen des „Trésorier et Payeur des Etablissements français en Océanie“.²

¹ Diese beiden Briefe sind aus Waiäru auf der Insel Raiatea vom 24. September 1844 datirt, wohin Königinn Pomare nach den Ereignissen im November 1843 geflüchtet war, und von wo sie erst 1847 wieder nach Tahiti zurückkehrte.

² Nach den Gesetzen des Landes bezahlt jeder verheiratete Bewohner jährlich 1 Franc zur Civilliste; ein Witwer mit einem Kinde 1 Franc; ein Witwer ohne Kinder 2 Francs; ein unverheirateter Erwachsener 2 Francs; ein erwachsenes Mädchen 1 Franc; Knaben unter 16 und Mädchen unter 14 Jahren so wie Gehrechliche und Arbeitsunfähige leisten keine Beiträge. Dieses ist zugleich die einzige directe Steuer, welche von den Eingeborenen von Tahiti entrichtet wird. Die Einnahmen der Insel sind indes nicht ausreichend, die Ausgaben der französischen Verwaltung zu bestreiten. — Vor Ankunft der Europäer hatten die Eingeborenen Tahiti's keinerlei Münzen, sondern bedienten sich in allen ihren Transactionen bloß der Tauschmitteln. Erst die protestantischen Missionäre führten bis zu einem Betrage von ungefähr 20.000 Gulden Kupfermünzen ein, welche sie in England hatten prägen lassen. Diese Münzen repräsentirten einen Werth von $\frac{1}{2}$ Penny per Stück. Auf der einen Seite war ein Schiff geprägt, auf der

So standen die Verhältnisse, als die Mitglieder der Novara-Expedition in Papeete den Fuß ans Land setzten, um sich über die Naturverhältnisse der Insel und den Zustand ihrer Bewohner zu belehren.

Papeete oder Papéiti, das seinen Namen von einem Bächlein entlehnt,¹ welches hier ins Meer fließt, liegt im Hintergrunde einer halbmondförmigen Bucht, sieben Meilen westlich von Pointe Venus. Es ist die Hauptstadt der Insel, die Residenz der Königin Pomare, der Sitz der Regierungsbehörden, was allerdings nicht hindert, daß diese Ansiedlung nur sehr bescheidene Dimensionen hat, und sich nicht über ein dorftartiges Aussehen erhebt. Die Wohnhäuser der Europäer, größtentheils nur aus Holz konstruirt und mit Palmestroh gedeckt, ziehen sich theils längs dem Ufer hin, oder bilden regelmäßige Straßen, doch ragen sie alle mitten zwischen Brotfruchtbäumen, Kokospalmen und Drangenhäusern hervor und ersetzen dadurch an Traulichkeit was ihnen an Stattlichkeit abgeht. Im Süden von der Bucht liegen die umfangreiche Gendarmerie-Caserne, das protestantische Bethaus² und das Gefängniß,³ im Osten ist bei der Spitze von Fare-Ute eine Art Schiffswerfte errichtet worden, wo Schiffe bis zu 300 Tonnen Gehalt ausgebessert werden können. Nicht weit vom Ausschiffungsplatz, gegen das Centrum der Ansiedlung, erhebt sich eines der zierlichsten Gebäude Papeete's, in dem die verschiedenen Vorräthe zum Unterhalt der Truppen aufbewahrt werden. Das Haus des Gouverneurs ist ganz nahe dem bescheidenen Wohnsitz der Königin und von letzterem bloß durch eine Gartenhecke getrennt. Sie sind beide äußerst einfach und unansehnlich, aus Holz gebaut und fallen dem Besucher weit weniger auf, als ein anderes großes viereckiges, noch unvollendetes Gebäude aus Stein im orientalischen Style, von einer Kuppel überragt — das Fare-Aporaa oder „Haus der großen Worte“. Hier sollen in Zukunft die Sitzungen der legislativen Versammlung stattfinden, die Gesetze des Landes berathen werden. Seitdem die schützende Hand des französischen Protectorats auch über das Wohl der armen Bewohner des Gesellschafts-Archipels wacht, geschieht die Eröffnung des tahitischen Parlaments mit

andern standen die Worte: Copper preferable to paper. Als die Franzosen auf die Insel kamen, warfen sie diese Münzen ins Meer und belegten die Verbreitung derselben mit großen Strafen. Gegenwärtig circuliren bloß französische Münzen: toata (Francs) und rena ($\frac{1}{3}$ Francs).

¹ Von pape Wasser und iti klein.

² Fare-pure, Haus des Gebetes.

³ Fare-auri, Haus von Eisen.



Hafen von Papeete (Tahiti).

jenem Pomp und jener glanzvollen Neußerlichkeit, welche die Franzosen selbst auf den urwüchsigcn Inseln des stillen Oceans nicht entbehren zu können glauben. Die Königin, begleitet vom Gouverneur, begibt sich mit einem großen Gefolge in den Sitzungsaal und eröffnet in Person die Versammlung, ein Act, welcher der außerhalb harrenden Menge durch einundzwanzig Kanonenschüsse verkündet wird. Die Hauptrolle spielt aber dabei der französische Gouverneur, dem sogar das Recht zustekt, darüber zu bestimmen, ob überhaupt der Zusammentritt der Gewählten des Volkes nothwendig sei oder nicht. Dadurch geschieht es auch, daß manches Jahr das Parlament, wenn es dem Generalgouverneur unbequem ist, gar keine Sitzungen hält. Der Gouverneur erläßt in einem solchen Falle (wie dies gerade auch zur Zeit unserer Anwesenheit geschah) eine einfache Erklärung, „daß der legislativen Versammlung kein Gesetzentwurf vorzulegen sei, daß dieselbe kein Budget zu votiren habe und daß sie daher im weitern Anbetracht der bedeutenden Spesen, welche der Aufenthalt ihrer Mitglieder während der Dauer der Session in Papeete verursacht, für dieses Jahr nicht einberufen werde“.¹

Die Tahitier besaßen bereits vor Ankunft der Franzosen einen Codex und eine Charte. Die letztere wurde im Jahre 1823 durch protestantische Missionäre nach dem Vorbilde der englischen entworfen und im Jahre 1826 revidirt. Ihr zufolge ist die Krone sowohl für männliche als für weibliche Nachkommen der herrschenden Dynastie erblich. Die Insel wurde darnach in sieben Districte eingetheilt; die gesetzgebende Macht ruhte in einer Versammlung, welche aus vierzehn Mitgliedern, oder zweien aus jedem Districte bestand,

¹ Diese, im Französischen und Tahitischen erlassene Kundmachung lautet in ersterer Sprache:

„Sa Majesté la Reine des isles de la Société et son Excellence le Gouverneur des possessions françaises dans l'Océanie,

„Considérant qu'il n'y a pas de projets de loi préparés pour être soumis à la Législative de 1859, et que d'ailleurs cette assemblée n'a pas de budget à voter;

„Prenant en considération les frais considérables que le séjour à Papeete occasionne aux membres de la dite assemblée, pendant la durée des sessions;

„Vue l'article 7 de l'ordonnance du 28 Avril 1847,

Décident:

„L'assemblée législative des Etats du Protectorat ne sera pas convoquée en session pendant l'année 1859.“ Papeete, le 10 Février 1859. Saisset.

Die in tahitischer Sprache veröffentlichte, gleichlautende Kundmachung ist von der Königin Pomare unterzeichnet. — Ein Tahitier, welcher zugleich Mitglied der gesetzgebenden Versammlung ist, bemerkte gegen uns, als er die obige Verordnung im „Moniteur tahitien“ las: „Wer kann denn schon im Voraus sagen, daß es keine wichtigen Fragen zu discutiren gibt?“

die alle drei Jahre vom Volke neu gewählt wurden. Diese Constitution hat unter der französischen Schutzherrschaft wesentliche Abänderungen erfahren und ihre ganze Bedeutung eingebüßt. Es wird zwar auch jetzt noch in der Legislativen lebhaft debattirt und das tahitische Parlament zu Papeete zählt sogar einige ausgezeichnete eingeborene Redner; allein bei der Abstimmung entscheidet doch weniger die Macht der Ueberzeugung als der Einfluß der französischen Behörde.

Es liegt uns eine höchst merkwürdige Rede vor, die Navaai, einer der begabtesten einheimischen Sprecher, bei Gelegenheit der Debatte über einen Gesezentwurf hielt, nach welchem es von nun an gestattet sein sollte, Bier und französische Weine auch an Tahitier ungehindert verkaufen zu dürfen. Mehrere Redner wollten im Hinblick auf das Laster der Trunksucht, welches unter den weiblichen und männlichen Eingeborenen häufig angetroffen wird und so furchtbare Folgen hat, den Verkauf aller Arten von Spirituosen an Eingeborene völlig verboten wissen; Navaai dagegen sprach sich zu Gunsten des Gesezes aus und bemerkte unter anderem treffend: „Wenn der Genuß von geistigen Getränken in der That ein Verbrechen wäre, wie Einige behaupten, so würden wir nicht die unter uns lebenden Europäer, unsere Vorbilder in der Civilisation, sich täglich diesem Genuße hingeben sehen; — nur der Exceß, das Aergerniß sind strafbar. Diese wartet ab, um sie zu bestrafen, aber beraubt uns nicht eines natürlichen Rechtes durch ein unnatürliches Verbot. Eure Declamationen über Mord, Feuersbrunst, Verwüstung, welche Ihr als die Folgen des Branntweingenusses bezeichnet, sind nur oratorische Uebertreibungen; die Spirituosen, deren Mißbrauch ich gleichfalls tadle, haben allerdings Unordnungen verursacht, aber diese sind wieder unterdrückt worden, und wenn unsere Insel keine anderen Leiden erfahren hätte, so würden wir uns heute eines günstigeren Zustandes des Gedeihens und der Gesittung erfreuen. Unglücklicher Weise ist dies nicht der Fall! Man spricht uns von Todten, von Verwüstungen! Macht die Kunde um unsere Insel. Geht von Mahaena nach Punaaru, von Papanoo nach Taapuna und an viele andere Punkte, steigt in die Berge hinauf bis nach Hautaana; befragt diese traurigen Orte, bethaut von edlem Blut und bedeckt mit Gräbern! Ihr Gräber von Mahaena, sagt, wer hat euch mit Menschenknochen gefüllt? Ist es der übermäßige Genuß von Branntwein oder ist es nicht vielmehr der, Eure Unwissenheit mißbrauchende Fanatismus,

welcher Euch treulos die Waffen in die Hand gab! Aber die Gräber sind stumm; und gewisse Personen können sich in diesem Augenblick zu dieser Ruhe Glück wünschen! Wenn Ihr den Verkauf von Spirituosen in Tahiti ernstlich und mit Erfolg verbieten wollt, so beginnt damit, jenen großen Nationen, welche mit denselben Handel treiben und ein Interesse an deren Verkauf haben, zu verbieten, diese verderblichen Flüssigkeiten auf ihren Schiffen ins Land zu bringen! Aber eure Lungen, arme Tahitier, sind viel zu schwach als daß Euere Stimme gehört werde in Spanien, in Amerika, in England und in Frankreich! Wohlan denn, so entsagt, so ergebt Euch!“ — Das Gesetz ging mit 95 Stimmen gegen 13 durch, und es werden in Folge dessen seither nicht nur französische Weine, sondern auch andere Spirituosen ungehindert und ungestraft an Tahitier verkauft. Bieten doch die Straf-gelder, welche die Polizei von Betrunknen erhebt, eine der ergiebigsten Einnahmsquellen der französischen Behörden! —

Unter den in Papeete angesiedelten Fremden sind die Mitglieder der Novara-Expedition besonders dem Herrn William Howe, Mitglied der Londoner Missionsgesellschaft, und dem Herrn Adam Kulczycki,¹ Director der Angelegenheiten der Eingeborenen, vielen Dank schuldig, Männern, von denen sich ersterer während eines zwanzigjährigen Aufenthaltes in Tahiti durch die Verbreitung des Evangeliums und durch die Hebung des sittlichen und religiösen Gefühles seiner kleinen Gemeinde eben so große Verdienste erworben hat, als letzterer durch seine werthvollen Beiträge zur Kenntniß der physischen Beschaffenheit der Insel. Auch der Botaniker und Arzt Dr. Nadaud verpflichtete die Naturforscher durch seine freundliche Begleitung auf ihren verschiedenen Wanderungen, so wie durch Mittheilung seiner werthvollen Erfahrungen, während das schöne, umfassende Werk des Dr. G. Cuzent über Tahiti² beitrug, unsere persönlichen Eindrücke, Erlebnisse und Beobachtungen wesentlich zu ergänzen und zu bereichern. Mr. William Howe, der einzige englische Missionär, welcher noch auf Tahiti lebt, und seit zwanzig

¹ Herr Adam Kulczycki, welcher dormalen auf der Insel mit der Leitung der Angelegenheiten der Eingeborenen betraut und der tahitischen Sprache vollkommen mächtig ist, und sich gleichzeitig mit astronomischen und meteorologischen Beobachtungen, so wie mit geologischen Untersuchungen beschäftigt, befindet sich erst seit siebenzehn Jahren in französischen Diensten und hat, ein Pole von Geburt, in den Freiheitskämpfen seines Vaterlandes eine nicht unbedeutende Rolle gespielt.

² O'Taiti (Tahiti) par G. Cuzent, Pharmacies de la Marine etc. etc. Paris, Librairie de Victor Masson. 1861. Es ist dies eine vortreffliche Arbeit, größtentheils auf eigene Anschauung und Forschung basirt und mit viel Umsicht und Geschick redigirt.

Jahren auf den Gesellschafts-Inseln das Wort des Herrn predigt, empfing uns mit großer Zuverlässigkeit, und geleitete uns durch die umfangreichen Missionsgebäude, in denen leider seit dem aufgedrungenen Protectorate der Franzosen die frühere segensbringende Thätigkeit zum größten Theile eingestellt werden mußte. Die Anstalt zur Heranbildung von Lehrern und Predigern ist gänzlich geschlossen, in der Druckerei, welche früher zehn Setzer und zwei eiserne Handpressen beschäftigte, dürfen dermalen bloß religiöse Tractätchen und zwar ausschließlich in tahitischer Sprache gedruckt werden, eine Arbeit, zu deren Ausführung ein einziger Setzer genügt. In der Missionsbibliothek sahen wir mehrere interessante Werke und Manuscripte, meist religiösen Inhalts. Als besonders werthvoll zeigte man uns einige dickbändige Manuscripte über Tahiti, welche den ältesten protestantischen Missionär der Insel, Mr. Drémont, zum Verfasser haben, der erst im Jahre 1857 auf der Halbinsel starb. Man sagt, daß der frühere belgische und amerikanische Consul in Papeete, Mr. Moehrenhout, dieses auch ins Schwedische übersezte Manuscript bei der Herausgabe seines Werkes über Tahiti sehr stark benützt habe.

Mr. Howe rühmte die Liberalität des gegenwärtigen Gouverneurs, Mr. Saisset, verglichen mit den Maßnahmen seiner Vorgänger in Betreff der Ausübung des protestantischen Kultus. Sonst, meinte er, durfte er bloß in seiner „Chapel“ und selbst dort nur in englischer Sprache predigen, während er jetzt auch in anderen Districten, wenn es die Eingeborenen verlangen, Gottesdienst abhalten mag. Auch in Bezug auf die Vertheilung religiöser Tractate und Gebetbücher herrscht gegenwärtig mehr Freiheit, und bei der letzten Rundreise des Gouverneurs nahm dieser selbst 500 Exemplare einer Bibelübersetzung mit, um sie an protestantische Kinder in den von ihm besuchten Districten zu vertheilen. Der Mangel an religiösen Erbauungsschriften war unter den Eingeborenen im Innern so groß, daß selbst katholische Lehrer sich darum bewarben und vorzogen, protestantische Bibeln, als gar keine zu besitzen.

Ist aber auch Mr. Howe von den früher hier ansässigen vierzehn protestantischen Missionären der einzige, dem gestattet wurde auf der Insel zurückzubleiben, so giebt es doch eine große Anzahl einheimischer Lehrer, welche an Sonntagen predigen und Gottesdienst abhalten. Die Kanaken,¹

¹ Kanaka, in der Sprache der Tahitier und der Sandwich-Inulaner gleichbedeutend mit: Mensch.

wie man die Eingeborenen auch zu nennen pflegt, tragen dann ihre Bibel und ihr kleines Gesangbüchlein in einem eigens zu diesem Zwecke aus Palmenstroh geflochtenen Körbchen, ein modernes Erzeugniß tahitischer Industrie, mit ins Bethaus und feiern den Sabbath, namentlich im Innern der Insel, mit großer Strenge.¹ Man kann annehmen, daß der größte Theil der Bewohner von Tahiti und Timeo oder Morea, also gegen 7000 Seelen, sich zum Protestantismus bekennt, während die Zahl der einheimischen Katholiken auf beiden Inseln kaum 100 beträgt. Ungeachtet der vielfachen Begünstigungen, welche die katholische Kirche seit der Aufdringung des französischen Protectorats im protestantischen Tahiti genießt, ist es derselben gleichwohl nicht gelungen unter den Eingeborenen großen Einfluß und erhebliche Verbreitung zu gewinnen. Der Bischof, Monseigneur Florentin Tépano Tanssen, évêque d'Axieri, welcher in Papeete residirt, ist zugleich der einzige Priester und katholische Lehrer in dieser Ansiedlung. Dieser geistliche Würdenträger muß täglich in der kleinen ärmlichen Capelle aus Bambusstäben und Palmenstroh selbst die Messe lesen und hat es noch immer nicht dahin gebracht, die halbvollendete Kirche, welche wie eine moderne Ruine dasteht, ausbauen zu können; die dazu von der Regierung jährlich bewilligten 8000 Francs scheinen mehr beizutragen den Bau zu verzögern als ihn zu beschleunigen. Auch eine öffentliche katholische Schule giebt es noch nicht in Papeete, ein Mangel, der um so fühlbarer und bedauerlicher ist, als die Mehrzahl der protestantischen Schulen geschlossen werden mußte und nun ein großer Theil der jüngern Generation in völliger Unwissenheit aufwächst.² Im Innern der Insel leben in 4 Districten (unter 33) zwei oder drei französische Missionäre, welche den Eingeborenen gleichzeitig Unterricht in der französischen Sprache ertheilen. Es fehlt diesen glaubens-eifrigen Männern weder an Thätigkeit noch an den nöthigen Geldmitteln,³

¹ Bei einem Gottesdienst, den wir in Mr. Howe's Bethaus bewohnten, waren fünfzig Mitglieder anwesend. Eine Nichte des Missionärs spielte die Orgel. Auch die Königin und ihre Familie, welche den Geboten der evangelischen Kirche mit ganzer Hingebung gehorchen, wohnen häufig dieser Sonntagsfeier bei.

² Mehrere Mädchen, welche mit der Familie des Mr. Howe leben, sind Katholikinnen, Kinder von wohlhabenden Eingeborenen, die es vorziehen, dieselben in einer protestantischen Schule als gar nicht unterrichten zu lassen.

³ Die Erhaltungskosten der katholischen Missionen im östlichen Océanien betragen jährlich durchschnittlich an 100.000 Francs. Die Société de la propagation de la foi giebt jährlich für katholische Missionen unter heidnischen Völkern 3 bis 4 Millionen Francs aus. Davon kommen auf Océanien und Australien 1—500.000 Francs.

um das Feld ihrer Bestrebungen zu erweitern, und wenn die katholische Mission in Tahiti keine Fortschritte macht und nach zwanzig Jahren des Bestandes kaum hundert Neophyten zählt, so muß die Erklärung dieser Erscheinung in Umständen gesucht werden, welche weder der hingebende Eifer katholischer Missionäre noch materielle Unterstützung zu bewältigen vermögen.¹

Während im Innern der Insel der Sonntag mit großer Strenge gefeiert wird, herrscht in der Hafenstadt an diesem Tage eine große Ausgelassenheit; ja, die französische Behörde ist es, welche sich dabei zum Gelegenheitsmacher hergiebt. Denn nirgends begegnet man mehr Zügellosigkeit als auf dem sogenannten Pré Catalan, einer Wiesenfläche, welche sich dicht vor dem Palais des Gouverneurs ausbreitet und eine Dependenz desselben bildet. Hier in Gegenwart französischer Gendarmen und Soldaten, und vor den Augen der Protectorats-Behörden werden, den bestehenden Landesgesetzen entgegen,² von eingeborenen, halbtrunkenen Mädchen Tänze der unsittlichsten Art aufgeführt. Man muß den Upa-Upa von frivolen Tahitierinnen mit der ganzen Leidenschaftlichkeit einer sinnlichen Natur haben tanzen sehen, um die Indignation und Beschämung eines nicht französischen Zuschauers zu begreifen. Sonderbarer Weise hat der Upa-Upa oder Hiva eine frappante Ähnlichkeit mit dem Pariser Cancan, wie dieser (wenigstens in früheren

¹ Höchst bemerkenswerth sind in dieser Beziehung die Worte, welche Guizot zu einer Zeit sprach, wo es in Frankreich noch eine Tribüne und ein Parlament gab: Ce qui me frappe, c'est que nos Missionnaires ne vont point faire des conquêtes au profit d'une église, déjà puissante; qu'ils n'entendent point la domination d'un gouvernement ecclésiastique. Le missionnaire catholique arrive seul, étranger à la situation, aux affections communes des hommes, il est plus propre à acquérir de l'ascendant, que faire naître de la sympathie. Les ministres protestants aux contraires sont des missions de famille, pour ainsi dire; les païens seront aisément portés à voir des frères dans les missionnaires, maris et pères comme eux. Ces missions offrent ainsi l'exemple de la société chrétienne à côté des preceptes de la foi; l'exemple de toutes les relations, de tous les sentiments domestiques, réglés selon la morale de l'Evangile; moyen d'instruction qui n'est pas, à coup sûr, le moins parfait." Discours de Mr. Guizot, dans l'Assemblée générale du 14 Avril 1826.

² In den „Lois révisées dans l'Assemblée Législative au mois de mars de l'année 1848 pour la conduite de tous, sous le Gouvernement du Protectorat dans les terres de la Société“ heißt es ausdrücklich: „La danse, dite Upa-Upa, est interdite dans les isles du Protectorat. Les jours de fêtes et de rejoissances publiques on pourra danser, mais sans faire les gestes indécents.“ — Der Upa-Upa stammt aus jener Zeit, wo die geheime Gesellschaft der Arrétois, deren Hauptgrundsätze in Orgien, Polygamie und Kindermord bestanden, auf den meisten Inseln des stillen Oceans ihr Unwesen trieb. Moehrenhout giebt in seinen „Voyages aux isles du grand Océan“ (Paris 1837, vol. I, p. 484) eine sehr ausführliche Beschreibung dieser merkwürdigen Secte, welche demalen durch den beharrlichen Eifer der Missionäre von den meisten Inseln Océaniens verschwunden ist.

Zahren) im Quartier Latin in der weltbekannten Chaumière von übermüthigen Studenten und deren lebensfrohen Grisetten gehüpft wurde, höchstens mit dem Unterschiede, daß beim Upa-Upa die Grazie der Pariser Tänzer gänzlich wegfällt, und nur eine Reihe unanständiger Gesten in der verletzenden Form zur Schau getragen wird. Die auf dem Boden sitzenden Musiker schlagen mit der flachen Hand auf kleine Trommeln (*pehu*) und geben mit ihren Füßen den Tact dazu. Plötzlich springt eine Tänzerin oder auch ein Tänzer aus dem geschlossenen Kreise, macht eine Anzahl der wunderlichsten, kühnsten Bewegungen, welche desto mehr belacht und beklatscht werden, je unanständiger sie sind, und mischt sich dann wieder erschöpft und athemlos unter die jolende Menge.

Die tahitischen Frauen haben meist sehr schöne schwarze Haare und auffallend kleine Hände und Füße. Ihre Gestalt überragt durchschnittlich die mittlere Größe der Europäerinnen. Ihr Anzug ist zwar höchst einfach, aber überaus rein und zierlich. Sie hüllen sich in ein langes weites Faltenkleid, was einzelnen Gestalten ein vestalisches Aussehen giebt, und tragen einen Blumenkranz auf dem Kopf oder schmücken das wallende Haar mit den feurigen Blüthen des *Hibiscus rosa sinensis*. Auch verstehen die gefällsüchtigen Tahitierinnen aus den jungen, zarten Blättern der Kokospalme einen ganz besonders zierlichen Kopfschmuck (*rewarewa*) zu verfertigen, indem sich in ihren geschickten Händchen die seidenpapierähnliche Epidermis in einen wunderbar feinen, rauschenden Bänderbüschel verwandelt, den sie in höchst idealer Weise in die üppigen Haare stecken.

Die männlichen Eingeborenen sind gleich den Frauen hohe, schlanke, wohlproportionirte Gestalten. Das Gesicht ist bei den meisten nicht unschön und zeigt einen intelligenten Ausdruck; die Lippen sind fleischig, der Teint ist gelblich-braun aber im Durchschnitt lichter als bei den Neuseeländern. Das Hinterhaupt scheint künstlich flach zusammengedrückt, die Stirn ist gut geformt, die Kinn- und Unterkieferknochen sind breit. Die Tahitier tragen theils europäische Kleidung, theils ein breites, bis zu den Knien reichendes Stück blauen Calico (*paréu*) um die Lenden gewunden.

Das Tanzvergnügen im *Pré Catalan* währte von Nachmittag bis in die Nacht, obschon nur hier und da auf dem grünen Tanzboden ein Lichtlein aufblühte und sowohl Tanzende als Zuschauer ein nachsichtiges Dunkel umhüllte. Ganz in der Nähe der hüpfenden Tahitier befand sich eine Gruppe

von Eingeborenen aus Neu-Caledonien. Sie waren bei den jüngsten Eroberungszügen der Franzosen auf dieser Insel zu Kriegsgefangenen gemacht und nach Tahiti transportirt worden, um hier zu öffentlichen Arbeiten verwendet zu werden. Im Ganzen wurden sie indeß ziemlich human behandelt und an Sonntagen durften sie in Gegenwart ihres Aufsehers sogar „tanzen“. Da wir sie mit einigen Silberstücken beschenkten, so gaben sie uns die berühmtesten ihrer nationalen Tänze zum Besten, welche viel wilder und



Eingeborene von Tahiti.

naturthümlicher sind als jene der Tahitier, aber gleichwohl keinen so frivolen Charakter haben, wie der Upa-Upa und andere, cancanisirte tahitische Gliederübungen. Die Neucaledonier stellten sich mit Speeren und Stöcken in einen Kreis, rannten gewaltsam an einander, sprangen ungestüm und in künstlicher Aufregung unter den seltsamsten Articulationen und dem rohesten Aufjauchzen umher, trennten und vereinigten sich dann wieder, während der

Anführer des Tanzes sehr schnell aber tactmäßig unverständliche Worte vor sich hinhurmelte, wahrscheinlich um die Tanzenden durch irgend eine Erinnerung an einen nationalen Sieg in ihren Anstrengungen zu befeuern. Die Auf- führung unsittlicher Tänze an Sonntagen im Garten des Gouverneurs ist indeß erst seit fünf Monaten wieder gestattet, und aus diesem Grunde wird auch der Pré Catalan, die einzige öffentliche Promenade, von der europäischen Gesellschaft Papeete's gemieden. Die protestantische Partei fühlte sich durch dieses Schauspiel, welches gerade am Tage des Herrn, von der obersten Behörde sanctionirt, stattfindet, tief gekränkt, und bei einer Geld- sammlung, welche man zur Zeit unserer Anwesenheit zur Gründung einer permanenten Musikbande veranstaltete, unterließen zahlreiche Protestanten und Missionäre einen Beitrag zu zeichnen, weil sie die Verwendung der Gelder zu ähnlichen Vergnügungen befürchteten.

Unter den Ausflügen, welche die Mitglieder der Expedition unter- nahmen, bot Pointe Venus ein doppeltes Interesse. Auf dieser Landspitze war es, wo Capitän Cook zuerst astronomische Beobachtungen anstellte und die geographische Position der Insel bestimmte. Der Ritt dahin führt durch reizende Wäldchen von Kokospalmen und Brotfruchtbäumen, unter welchen sich zeitweise auch Citronen- und Orangenbäume so wie Bananen- und Guavasträucher mischen. In der Nähe der Landspitze liegt das Dorf Ma- tavai, in dem in einigen zierlichen, von blühenden Gärten umgebenen Häuschen auch mehrere weiße Ansiedler wohnen. Baumartige Oleander und der prachtvolle rothblumige Hibiscus rosa sinensis standen gerade im vollsten Blumenschmucke und ließen den Aufenthalt in diesen anheimeln- den, rosenumschlungenen Hütten selbst europäischen Besuchern beneidenswerth erscheinen. Der eingeborene Gouverneur des Districtes ist ein ziemlich unter- richteter Mann, welcher neun Monate in Paris lebte, und wegen seiner, den Franzosen bei der Eroberung des Forts Hautáua erwiesenen, freilich nicht sehr patriotischen Dienste mit dem Orden der Ehrenlegion decorirt und zum Chef der einheimischen Miliz ernannt wurde. Sein Gehöft ist äußerst niedlich gelegen und seine Töchter, hübsche, manierliche Brünnetten, sprechen etwas Französisch, eine Eigenschaft, die man gewöhnlich bei Tahiti- erinnen, trotz ihres intimen Verkehrs mit den Söhnen der großen Nation, vermißt. In Pointe Venus befindet sich ein intermittirendes, auf ungefähr vierzehn Meilen in See sichtbares Leuchtfeuer, das der Sorge eines alten

französischen Invaliden anvertraut ist. Man zeigt noch jetzt den Tamarin-
denbaum, den einst Capitán Cook in der Nähe der Stelle pflanzte, wo er
jene ruhmwürdigen Arbeiten ausführte, welche noch jetzt den Befahrern des
stillen Oceans als untrüglicher Leitstern dienen.

Außer nach Pointe Venus auf der einen und nach den großen Dör-
fern Faáa und Papeuriri auf der entgegengesetzten Seite giebt es keine
fahrbaren Straßen auf der Insel. Man vermag im Ganzen nur ungefähr
36 englische Meilen zu Wagen zurückzulegen, alle weiteren Reisen müssen
zu Pferde unternommen werden, mit welchem Behüfel man allerdings die
ganze Insel binnen wenigen Tagen umreiten kann. Eine der lohnendsten
und genussreichsten Excursionen, welche man auf Tahiti zu unternehmen ver-
mag, ist unstreitig ein Ritt nach dem reizend gelegenen, auch historisch merk-
würdigen Bergfort Santáua. Der erste Theil des Weges führt über unabseh-
bare Felder des Guavastrauches (*Psidium guava*), welchen im Jahre 1815
ein amerikanischer Missionär in der wohlwollenden Absicht aus Südamerika
einführte, um die Zahl der Nuzzpflanzen auf der Insel zu vermehren,
der aber seither so ungeheure Strecken Landes überwuchert hat, daß man
bereits an eine systematische Ausrottung desselben zu denken beginnt. Wo
immer die Guava Wurzel faßt, verdrängt sie jede andere Vegetation. Durch
menschliche und animalische Excremente über die ganze Insel verbreitet,
wird sie selbst in den einsamsten Schluchten angetroffen. Die apfelähnlichen
Früchte mit rothem Fleische schmecken im rohen Zustande nichts weniger als
angenehm, und werden auch von den Eingeborenen nicht gerne gegessen,
aber ein aus denselben bereitetes Gelée könnte ein sehr gewinnbringender
Ausfuhrartikel werden, wie er dies bereits an der Westküste Südamerikas
ist. Auch als Futter sind die Früchte von Wichtigkeit, indem die damit
gefütterten Thiere rasch sehr fett werden, während das schnell nachwachsende
Holz als Brennmaterial gute Dienste leistet.

Nachdem man einige Meilen weit über Guavafelder geritten, wird
man dicht am Wege in einem niedlichen Thale durch eine große Zucker-
plantage überrascht. Sie ist das Eigenthum eines Engländers Namens
Johnson, welcher, erst Walfänger, dann Sandelholzer, seit mehr als dreißig
Jahren auf Tahiti lebt und mit einer Eingeborenen verheiratet ist. Johnson
hatte im Vereine mit dem Franzosen Le Rouge an 23 Acres Landes
mit Zuckerrohr bebaut und erwartete eben (Februar 1859) einen Ertrag



Cahitische Landschaft mit dem Berge Ouehna (Hindem)

von 100 — 110 Fuß Rohzucker. Die ganze Niederlassung ist eine wahre Musterwirthschaft und verdient schon im Interesse der Verbreitung der Zuckercultur die größte Aufmunterung und Unterstützung von Seite der Regierung.¹ In der Nähe der Pflanzung fließt der Hautáua-Fluß vorüber, welcher hier 4 bis 5 Fuß Tiefe hat und einige äußerst anmuthige BADESTELLEN bietet. Auch der alte Johnson klagte über die grauenerregend rasche Abnahme der eingeborenen Bevölkerung, die er hauptsächlich den täglich mehr überhand nehmenden Lastern der Trunksucht und Ausschweifung zuschrieb. Er erzählte uns, wie zahlreiche Thäler, welche gegenwärtig völlig einsam und verlassen sind, noch vor ungefähr 20 Jahren ziemlich dicht bevölkert waren. Damals schätzte man die Bevölkerung auf 15.000, dermalen beträgt sie nicht viel über 5000 Seelen.²

Die Aussicht von der Zuckerpflanzung ist überaus großartig und der Anblick der vom Sonnenlicht umflossenen Berge machte einen imposanten, ergreifenden Eindruck, indem die Felsmassen in unmittelbarer Nähe schroff aufsteigen und dadurch weit gewaltiger und unzugänglicher aussehen, als sie es in der That sind. Das Diadem (einige, durch die frappante Form eines königlichen Stirnbandes in die Augen stechende Bergspitzen) zeigte sich in seiner ganzen wundervollen Pracht, und über dasselbe ragten die 6 — 7000 Fuß hohen Gipfel von Bergen, deren schauerliche Felsgehänge der Fuß eines Naturforschers wohl noch niemals betreten hat.

Dicht hinter dem Gehöfte des gastlichen Mr. Johnson beginnt bereits der Hochwald und man reitet nun fast beständig bis zum Reiseziel unter dem kühlenden Schatten der herrlichsten Pflanzengestalten, deren himmel-

¹ Auch mit dem Anbau von Kaffee sind in neuester Zeit Versuche gemacht worden, welche sich ebenfalls der Unterstützung der Regierung erfreuen. Die größte Kaffeeplantage ist im Besitz eines Franzosen Namens Bonnesin, welcher den Ertrag derselben im Jahre 1859 auf 8000 Pfund Kaffee schätzte. Die Kostspieligkeit der Arbeitskräfte vertheuert jedoch dermaßen die Erzeugung, daß tahitiischer Kaffee 20 Dollars oder 100 Francs per Centner kostet, während bester Costa-Rica-Kaffee 10 bis 12 Dollars oder 50 bis 60 Francs werthet. Die Protectionsbehörden gehen mit der Absicht um, Kriegsgefangene aus Neu-Caledonien als Feldarbeiter in Tahiti zu verwenden, um auf diese Weise dem sehr fühlbaren Mangel an Arbeitskräften zu begegnen.

² Der Missionär Wilson schätzte die Bevölkerung von Tahiti im Jahre 1797 auf 16.000 Seelen. Im Jahre 1848, wo die französische Administration die erste Zählung vorzunehmen versuchte, betrug die eingeborene Bevölkerung noch 8082 Seelen (4466 männliche und 3616 weibliche), während sich die Zahl der europäischen Ansiedler auf 475 (428 männliche und 47 weibliche) belief. Nach der letzten uns bekannten, zu Ende des Jahres 1858 vorgenommenen Zählung erreichte die Gesamtbevölkerung Tahiti's nur mehr 5988 Seelen, also um 2580 Seelen weniger als vor 30 Jahren (1829), wo nach dem, zu jener Zeit von englischen Missionären vorgenommenen Census die Eingeborenen Tahiti's 8568 Seelen ergaben.

anstrebende Blätterkronen sich domartig über uns wölbten.¹ Der Pfad, obschon steil bergan führend, befindet sich in einem ziemlich guten Zustande; nur an der Stelle, wo der Fautáua-Fluß überschritten werden muß, welcher jedes Jahr während der Regenzeit zu einem gewaltigen Bergstrom anschwillt, fanden wir einige Schwierigkeit weiter zu kommen. Die über den Fluß führende Brücke war eingestürzt, und es blieb daher kein anderer Ausweg übrig, als die Pferde durch das Wasser zu führen, ein Unternehmen, welches bei der ziemlich starken Strömung und dem scheuen Wesen einiger unserer Thiere viel Mühe und Zeitaufwand erheischte.

Nach einem mehrstündigen Ritt im grünen Halbdunkel öffnete sich der Wald, und der bedeutendste Wasserfall der Insel lag vor unseren überraschten Blicken, der umgebenden Landschaft eine unvergleichliche Lebendigkeit und Frische verleihend. Der Fautáua stürzt hier über eine Höhe von circa 200 Metres² in ein großes Becken, das sich am Fuße der schroff abfallenden Felswand 420 Metres über das Meer erhebt.³ Die steilen Felsmassen, die sich von allen Seiten aufthürmen, und, einer Miesenmauer gleich, die Aussicht auf die hinter denselben liegende Halbinsel Taiarapu verhindern, sind eben so bezaubernd durch ihre Naturreize, als strategisch wichtig durch ihre Uneinnehmbarkeit, denn selbst die Franzosen gelangten nur durch Verrath in ihren Besitz, nicht durch Kriegsglück. Einige, den Franzosen freundliche Häuptlinge hatten zu Führern gedient und sie auf geheimen, gefährlichen Pfaden nach diesen Höhen geleitet, für welchen Dienst sie noch dermalen aus dem französischen Staatsseckel einen jährlichen Sold beziehen. Früher waren es die rauhen, steilen, fast unzugänglichen Felsen selbst, welche ein natürliches Fort bildeten und durch ihre eigenthümliche Form und Gestalt der Schlüssel zur ganzen Insel genannt werden mochten. Erst die französischen Eroberer bauten an dieser Stelle, 630 Metres über dem

¹ Unter diesen kräftigen Sproßlingen der tahitischen Waldflora glauben wir nebst der Kokospalme, dem Brotfuchtsbaum und dem Pandanus, von welchen später ausführlicher die Rede sein wird, in Bezug auf ihre ökonomische, technische und heilwissenschaftliche Verwendung besonders hervorheben zu müssen: *Calophyllum inophyllum* (Ati); *Inocarpus edulis* (Mape); *Aleurites triloba* (Tu-tui); *Rhus tahitense* (Mape); *Ficus tinctoria* (Máti); *Ficus prolixa* (Ora); *Gleichenia Hermannii* (Canúhe); *Hibiscus tiliaceus* (Putáu, auch Dáo); *Lagenaria vulgaris* (Hue); *Pisonia inermis* (Puna tehea); *Spondias dulcis* (Ní); *Arundo bambus* (Dfé); *Tanghinia Maughas* (Ruwa); *Morinda citrifolia* (Rono); *Guettenda speciosa* (Tafano); *Bixa orellana* &c. &c.

² Ein Meter = 3·16345 Wiener Fuß.

³ In diesem Becken hat das Wasser eine durchschnittliche Wärme von 21° Celsius.



Wasserfall von Fautána.

Meeresspiegel, ein kleines Fort und einen Pavillon, und benützten den sehr schmalen Fleck flachen Terrains, auf dem überhaupt ein Bau ausführbar ist, zur Errichtung einer kleinen Caserne, einiger Wohnhütten, so wie zur Anlage eines Küchengartens, welcher die Bewohner dieses einsamen, aber höchst lieblichen Aufenthaltes mit Gemüse und Früchte versieht.

Der wachhabende Officier des Forts empfing uns mit jener bestechenden Freundlichkeit und Bonhomie, welche den Franzosen auch jenseits des Oceans kennzeichnen und ihn in allen Theilen der Erde zu einem angenehmen Kumpan machen. Unsere mitgebrachten Provisionen wurden bereitwilligst mit allem bereichert, was die bescheidene Officiersmenage zu bieten vermochte, und selbst an gewissen Delicateffen für diese Breitgrade fehlte es nicht, denn der anstoßende Küchengarten lieferte Brunnenkresse und frische Erdbeeren. Die Temperatur war jetzt außerordentlich angenehm und erquickend, aber im Juli, wo das Thermometer zuweilen bis auf 8° Celsius sinkt, hat die kleine Garnison häufig an Erkältungen und Entzündungskrankheiten zu leiden.

Eine nicht minder reizende, aber weit beschwerlichere Excursion ist jene nach dem tief im Innern der Insel gelegenen See Waiiria, welche von einem der Zoologen der Expedition, Herrn Frauenfeld, unternommen wurde. Von dem, im Süden der Insel liegenden Ort Papeuriri, den man von Papeete aus auf der längs der Küste führenden Straße un schwer in einem Tage erreicht, zieht sich das Thal Waiiria in der Richtung von SSO. nach NW. gegen den Centralgebirgsstock, der seine Schluchten und Wasser ringsum radienartig gegen die Küste herabsendet. Das Thal ist anfangs ziemlich breit, doch so dicht von wild verschlungenen Bäumen und Sträuchern überwachsen, daß die Pferde in Papeuriri zurückgelassen werden mußten. Ein ziemlich bedeutender Gebirgsfluß durchströmt das Thal und muß später, wo dasselbe zur engen, pfadlosen Schlucht wird, nicht nur unzählige Male durchwaten werden, sondern es bleibt dem Wanderer zugleich keine andere Wahl als in dem, mit Felsblöcken besäeten Flußbette lange Strecken weit aufwärts zu steigen. Nach vierstündiger Wanderung schließt sich dieses Thal und man ist nun genöthigt, an einer steilen fast senkrechten Wand wohl höher als 1000 Fuß hinan zu klimmen. Es war ein ziemlich schwieriges Stück Arbeit, unter dem heftigsten Regen über schlüpfrige, moosbewachsene Blöcke zu klettern, deren Spalten und Höhlungen üppig wuchernde Pflanzen bedeckten. Die Höhe dieses ungefähr 60—80 Fuß breiten, zwischen zwei unersteiglichen

Felswänden eingeschlossenen Passes war zur Zeit des Krieges von den Eingeborenen besetzt, d. h. mit einer Brustwehr von Steinen versehen worden, wodurch der dahinterliegende Bergkessel, in welchem sich der See befindet, zum unzugänglichen Schlupfwinkel ward. Unweit davon ist die tiefe, schmale Spalte Ruotorea, welche in der ältesten Geschichte der Tahitier schon eine Rolle spielt, indem sie ihre gefangenen Feinde in dieselbe hinabgestürzt haben sollen. Gegen zwei Uhr Nachmittags wurde endlich der See erreicht; derselbe liegt in einem Bergkessel, dessen Wände schroff abfallen,



See Waiiria.

während zwei der mächtigsten Spitzen, Tetuero und Anaori, unmittelbar aus dem See bis zu 5000 Fuß emporragen.¹ Außer der beschränkten Stelle, auf welcher sich Herr Frauenfeld befand und die einen schmalen Uferstrand von geringer Ausdehnung bildete, war nirgends ein Landungsplatz sichtbar. Die Entfernung bis an den sichtbaren jenseitigen Rand mochte eine halbe Meile betragen. Der ganze Kessel ist, selbst an den steilsten, zuweilen fast senk-

¹ Nach Kulczycki's Messungen liegt der See 430 Metres über dem Meere, und hat einen Umfang von 400 Metres, während dessen steile Felswände bis zu 1800 Metres emporsteigen.

rechten Bergwänden bis zu deren höchsten Gipfeln dicht mit Bäumen, Sträuchern und niederen Pflanzen, namentlich Scitamineen, bedeckt, welche ihr helles Grün auf der glatten Fläche des See's abspiegeln. Die wilde Banane bildet hier ganze Wälder; auch Zuckerrohr wächst an mehreren Stellen. Einige Enten, eine Schwalbe und ein paar Papageien waren Alles, was von lebenden Wesen bemerkt werden konnte. Lautlose Stille lag über der ganzen Landschaft, kein Blatt bewegte sich, kein Hauch unterbrach die tiefe Ruhe, und ein banges Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit ergriff die Brust der Wanderer. Zur Uebernachtung wurde an einem Felsblock ein, dicht mit den Blättern der wilden Banane belegtes Dach



Strasse nach Saáa.

errichtet, welches vollkommen Schutz zu bieten versprach. Die Ungunst der Witterungsverhältnisse hinderte eine genauere Durchforschung der Umgebung, und da sich das Unwetter auch am nächsten Morgen mit gleicher Heftigkeit wiederholte, so wurde der Plan, ein Floß zur Umschiffung des See's zimmern zu lassen, aufgegeben und die Rückreise nach Papeete angetreten.

Während unserer Anwesenheit auf Tahiti fand in dem ungefähr eine Wegstunde von Papeete entfernten Dorfe Saáa ein großes Volksfest statt. Es ist nämlich in neuerer Zeit Sitte geworden, bei jedem Gouverneurswechsel dem neuen Regierungschef in den einzelnen Districten Begrüßungs-

feſte zu geben. Bei ſolchen Anläſſen werden Reden gehalten, Geſchenke überreicht, Tänze ausgeführt und endlich im Freien an langen Tafeln die anweſenden Gäſte mehr als reichlich mit Speiſe und Trank bewirthet. Der Gouverneur Caiffet, welcher ſich ſeit ſieben Monaten auf Tahiti befand und bereits eine Rundreiſe nach allen Diſtricten der Inſel unternommen hatte, war bloß von den Bewohnern des Diſtrictes Faáa noch nicht in der herkömmlichen Weiſe begrüßt worden. Dieſe Feierlichkeit ſollte mit beſonderem Pomp am 22. Februar begangen werden. Schon um 8 Uhr Morgens verſammelten ſich einige zwanzig Reiter vor dem Regierungsgebäude, um ſich von hier aus, den Gouverneur an der Spitze, und von einheimiſchen Milizſoldaten zu Pferde begleitet, nach Faáa zu begeben. Nur eine einzige Dame, Madame de la Richerie, die Frau des Commiſſaire Impérial, befand ſich im Gefolge. Bei unſerer Ankunft in Faáa bildeten die weiblichen Bewohner in ihrem ſchönſten nationalen Schmucke Spalier, und die Männer, theils europäiſch gekleidet, theils den „paré“, ein breites Stück bedruckten Mouffelin um die Lenden gewunden, ſchwangen ihre bunten Kopfbedeckungen und trugen Fahnen und eigenthümliche Feſtbanner aus Baumbaſt und Pandanusblättern den nahenden Gäſten entgegen.

Als der Gouverneur unter der Veranda des ſchönen, großen Hauſes der Cheffeſſe oder Diſtrict-Vorſteherinn (denn in Tahiti geht dieſes Amt mit allen ſeinen Rechten auch auf die weiblichen Glieder der Häuptlings-Familien über¹) Platz genommen hatte, begannen weiß gekleidete, reich mit Blumen geſchmückte Mädchen eine nationale Hymne zu ſingen; ſodann trat ein Sprecher auf, ein ſchöner Mann, halb europäiſch, halb tahitiſch gekleidet, einen ſchwarzen runden Filzhut mit Federn verziert auf dem Kopfe und ein buntgefärbtes Hemd aus Baumbaſt über den ſchwarzen Rock geſchwungen, und hielt mit vielem Pathos eine Anrede. Seine Ausdrucksweiſe wie ſeine Geſticulationen brachten uns wiederholt die neuſeelandiſchen Oratoren in Erinnerung, doch war er, ungleich jener, rückſichtsvoll genug, die Geduld der fremden Gäſte, welche von dieſem gewiß ſehr gehaltvollen Discurs kein Wort verſtanden, nicht allzu lange auf die Probe zu ſtellen. Nach dieſer

¹ Nach tahitiſchen Geſetzen wird, wenn die männlichen Nachkommen eines Häuptlings ausgeſtorben ſind, der älteſte, weibliche Sproſſe Chef des Diſtrictes, ſiſt als ſolcher in der geſetzgebenden Verſammlung und hat beim Gerichtshof ein Stimmrecht. Es gibt gegenwärtig fünf Cheffeſſes, welche Mitglieder des tahitiſchen Parlamentes ſind. Ihre Ehemänner haben keinerlei Einfluß auf die politiſche Verwaltung des Diſtrictes, ſondern ſind eben nur die Conſorten ihrer Frauen.

Einleitung trat eine Anzahl Mädchen, eines nach dem andern, vor den Gouverneur und überreichte ihm, als Zeichen der Huldigung, ihren Blumenkranz und ihr buntgeschmücktes Ueberkleid aus Baumbast. Es wurden auf diese Weise über hundert Kränze und Bastmantillen abgeliefert, von welchen der Gouverneur die schönsten und zierlichsten den anwesenden Mitgliedern der Expedition zu verehren so gütig war.



Mahranú, Cheffesse von Saáa.

Im Hofraume hatte man aus Bananen einen ganzen Berg gebildet und auf einem mächtigen Stock unzählige Kokosnüsse angebunden; auch diese wurden vom tahitischen Festredner dem Gouverneur und seinem Gefolge mit der Bemerkung angeboten, daß jeder der Bewohner des Districtes ein Scherflein zum Feste beigetragen habe und die fremden Gäste alle

willkommen heiße. Wir möchten Tage, Wochen, ja Monate bei ihnen bleiben, das Haus und Alles, was darin ist, stehe zu unserer Verfügung; Jeder werde gerne für uns arbeiten und für unseren Unterhalt sorgen!

Nach dieser herzlichen, wahrhaft idyllischen Ceremonie kamen die Bewohner von Punahaváa, eines benachbarten Districtes, unter Lärmen und Trommelschlgen angerückt und stellten sich dicht vor dem Anwesen der Cheffesse von Saáa auf der breiten Straße auf, indem Maheanú, eine sehr fromme Protestantin, auf ihrem Grund und Boden die Aufführung unanständiger Tänze und Gesänge nicht duldete. In der That wurde auch von den Bewohnern ihres Districtes weder der Upa-Upa noch ein anderer der zahlreichen tahitischen Cancans à la Chicard getnzt; aber desto rger trieben es die Nachbarn auf der Straße. Sechs Tambours kauerten mit ihren kleinen Trommeln auf dem Boden, die Füße quer übereinander gelegt und mit der rechten Hand die Fläche der Trommel berührend. Zu dieser primitiven, zeitweise mit einem lauten Schrei begleiteten Musik machten nun Mädchen und Männer höchst unanständige snnliche Gesten, Sprünge und Gliederverdrehungen, und versetzten sich dadurch künstlich in eine solche Aufregung, daß jedes Paar endlich halb betäubt und erschöpft unter Trommellrm und wildem Geschrei vom Tummelplatze wegstrzte.

Der französische Gouverneur, der Vertreter europäischer Gesittung, war einer der eifrigsten Zuschauer und ließ die Frivolität der Tahitier, welche das Recht der Gastfreundschaft bis zur Prostitution ihrer Töchter auszu dehnen geneigt waren, ungehindert gewähren, indem er naiv bemerkte, es würde die Eingeborenen unangenehm berühren, wenn man gewisse alte Sitten und Gebräuche nicht mitmachen oder sich gar als Gegner derselben erklären wollte.

Zum Schlue des Festes befahl der Gouverneur den Bewohnern von Saáa französischen Wein, „die Kokosmilch der Europäer“, vorzusetzen. Unter zierlichen, für die Feierlichkeit eigens hergestellten Laubgngen fand nun ein Gabelfrhstck statt. An mehr als zwanzig langen, nach europäischer Weise gedeckten Tischen nahmen die angesehensten Personen des Districtes Platz. Jede Familie hatte irgend etwas beigesteuert, so daß das ganze Mahl den Charakter eines ländlichen Pique-nique's trug.

Auf jedem Tische prangten Blumen, Bananen, Brotfrüchte und andere vegetabile Lieblingsgerichte. An einer großen Tafel am oberen Ende eines Laubganges nahmen die europäischen Gäste Platz. Die Cheffesse und ihr Gemahl

saßen zur Seite des Gouverneurs. Dann kam der Regierungs-Dolmetsch, Mr. Darling, der Sohn eines der ältesten englischen Missionäre auf Tahiti, welchem die Aufgabe zufiel, die verschiedenen Reden und Trinksprüche ins Tahitische zu übersetzen oder aus diesem Idiom ins Französische zu übertragen.

Man servirte, an unserer Tafel wenigstens, ganz nach europäischem Brauch, und das war Schade; ein Mahl ohne Messer und Gabel, wie es die Eingeborenen einzunehmen pflegen, wäre weit interessanter und unterhaltender gewesen. Der Gemahl der Cheffesse brachte einen Toast aus auf das Wohl des Herrschers von Frankreich und — aus Artigkeit für die anwesenden Gäste vom Donaustrande — auf das Wohl des Kaisers von Oesterreich! Der Gouverneur verließ hierauf rasch die Tafel, wie es schien, absichtlich, um unliebsamen Tischreden der Eingeborenen aus dem Wege zu gehen. Die Gesellschaft zerstreute sich und während einzelne Gäste sofort nach dem Hafen zurückkehrten, fand sich die Mehrzahl derselben erst spät Nachts wieder in Papeete zusammen.

Dem Volksfeste in Faäa folgte wenige Tage später — am 24. Februar — ein glänzender Ball im Palais des Gouverneurs. Der Pré de Catalán war mit verschiedenen Beleuchtungsgegenständen geschmückt und mit unzähligen buntfarbigen Lämpchen und Lichtern erhellt. Die Tahitier, gewohnt ihre Tänze nur im Dunkel der Nacht oder höchstens beim Licht von wenigen Unschlittkerzen aufzuführen, strömten in Massen herbei, sich an diesem Schimmer zu ergötzen und die Europäer in ihrer Weise den „Upa-Upa“ tanzen zu sehen. Im Innern des Palais bewegte sich die Crème der Gesellschaft von Tahiti. Alle Autoritäten und Notabilitäten des Landes waren anwesend. Mehr als 200 Personen durchwogten den Saal, wo, aus Courtoisie für den Festgeber, die Musikbande unserer Fregatte Quadrilles, Polkas und Walzer ertönen ließ. Auch die Königin Pomare erschien mit einigen Prinzen und Prinzessinnen ihres Hauses und ihrem Gemahl. Der Gouverneur empfing sie an der Schwelle des Saales, bot ihr seinen Arm und geleitete sie nach den, für die königliche Familie bereit gehaltenen Sitzen. Pomare ist eine Frau von nahe an 50 Jahren, beleibt, untersezt, mit einem vollen, ausdruckslosen Gesicht und einem plumpen Gang. Ihre Toilette war einfach, aber ganz europäisch. Sie trug ein weißes Ballkleid nach französischem Schnitt und Blumen in den Haaren. Auch in den Händen hielt sie ein

riesiges Bouquet. Der jüngste Sohn der Königin, ein Knabe von 12 Jahren, der den Namen Soinville trägt, zeigte viel Geist und Lebendigkeit; der Thronerbe dagegen sah kränklich, verkommen und frühzeitig gereift aus.

Es geschah jetzt zum ersten Male, daß die Mitglieder der Expedition der Königin vorgestellt wurden und mit ihr zu verkehren Gelegenheit fanden. Man hatte bisher von Seite der französischen Behörden absichtlich ein Zusammentreffen vermieden, welches von der tahitischen Fürstin wie



Königin Pomare.

eine Ovation angesehen werden mochte. Pomare darf nämlich ohne vorhergegangener Genehmigung des Gouverneurs außer den Mitgliedern ihrer Familie Niemanden in ihrem Hause empfangen. Zwei Vorfälle, welche kurz vor unserer Ankunft in Papeete die französischen Behörden in einige Aufregung versetzten, hatten noch mehr beigetragen, die Ueberwachung der Königin zu verschärfen und den Zutritt zu ihr bloß auf ihre nächsten Verwandten zu beschränken. Die arme schwerbedrängte Frau hatte kürzlich, ohne sich

vorher mit Mr. Caiffet ins Einvernehmen zu setzen, in dessen Abwesenheit ihre Unterschrift einem Documente beigelegt, welches eine frühere Verordnung desselben förmlich umstieß. Eine territoriale Angelegenheit, die längst gerichtlich entschieden war, sollte auf Andringen einer der beteiligten Parteien neuerdings vor das Tribunal gebracht werden, weil man durch gefügigere Richter ein günstigeres Resultat zu erlangen hoffte. Der Gouverneur verweigerte diesem Ansinnen seine Zustimmung. Die Königinn aber, übel berathen, erließ an den einheimischen Gerichtshof den schriftlichen Befehl, die Sache wiederholt in Berathung zu nehmen. Als sich dieser jedoch versammelte, wurde er vom französischen Gouverneur aufgelöst, der oberste Richter nach einer benachbarten Insel verbannt und die Königinn gezwungen, die auf diese Maßregel bezüglichen Ordonnanzen selbst zu unterfertigen. Zugleich war erst vor wenigen Wochen im Dorfe Papaoa, in dessen Nähe Pomare ein Landhaus besitzt, ein kleiner Aufstand ausgebrochen, an dem man die königliche Familie betheilig glaubte. Einheimische Feste, welche auf Tahiti immer mit wilden Gelagen und Bacchanalien verbunden sind, hatten die anwesende Menge ungewöhnlich erregt. Einige tahitische Nationalitätspolitiker tranken auf den Tod der Weißen und geberdeten sich ziemlich fremdenfeindlich. Der Exceß von ein paar Betrunknen nahm in der Phantasie der französischen Behörden die Dimensionen eines Aufruhrs an und schien ihnen erwünschte Gelegenheit zu bieten, ihre Autorität zu zeigen und sich mit geringer Mühe den Ruhm zu verschaffen, eine gefährliche Empörung im Keime erstickt zu haben. Als die Nachricht von den aufrührerischen Gesängen und Exclamationen die Hauptstadt erreicht hatte, marschirte der Gouverneur noch in der Nacht mit 150 wohlbewaffneten Soldaten nach dem, eine Wegstunde von Papeete entfernten Papaoa. Pomare war gerade mit ihrer Familie zum Abendgebet versammelt, als der Gouverneur in ihre Wohnung drang und sie aufforderte ihm sofort nach Papeete zu folgen. Ein in der Hafencity angesiedelter Engländer, Namens Osborne, hatte den Auftrag, die Königinn in seinem kleinen, einspännigen Wagen nach ihrem dortigen Wohnsitz zu führen. Ihre beiden Söhne dagegen wurden als Geiseln, die Hände auf den Rücken gebunden, zu Fuß nach Papeete escortirt und mußten unterwegs unzählige Male von den sie geleitenden Soldaten die unheimliche Drohung vernehmen, daß sie mit ihrem Leben für jede Unbill verantwortlich

seien, welche Europäern durch die Eingeborenen widerfahren würde. Als sich der Zug dem Hafen näherte, neigte sich die Königinn zum Pferdelenker und frug leise, ob er wohl den Auftrag habe, sie nach dem „Carabus“¹ zu bringen? Der Kutscher nahm die Richtung nach ihrer Wohnung. Als er um eine Ecke bog, fiel die Königinn angstbekommen dem Kutschirenden mit beiden Händen in die Zügel, hielt das Pferd an und sah sich nach ihren beiden Söhnen um. Dieselben wurden indeß gleichfalls nach der königlichen Behausung geführt. Jedoch mußte Pomare und alle Mitglieder ihrer Familie geloben, sich bis zur Austragung des Vorfalles nicht aus Papeete entfernen zu wollen. Sogar der protestantische Missionär Mr. Howe bekam eine officiële Intimation, daß er bis auf weiteres seine Besuche bei der Königinn einzustellen habe.

Unter solchen Umständen ist es mehr als wahrscheinlich, daß die geängstigte Pomare blos auf dem Balle erschien, weil der Gouverneur es wünschte, und daß sie mit den ihr vorgestellten Fremden nur die gewöhnlichsten Redensarten zu wechseln wagte. Man schilderte uns die Königinn als eine begabte, wohlunterrichtete Frau, welche ziemlich geläufig englisch und etwas französisch spricht und in öffentlichen Angelegenheiten durch ihre klare Auffassung und ihr tactvolles Benehmen überrascht. Mit den französischen Behörden verkehrt sie ausschließlich in tahitischer Sprache. Sie scheint dabei die Intervention eines Secretärs oder Dolmetschers nicht zu lieben, sondern es vorzuziehen, sich mit den betreffenden Beamten direct in Verkehr zu setzen, wie das in der Beilage mitgetheilte autographische Briefchen beweist, welches an den französischen Schatzmeister (Trésorier et Receveur général) gerichtet ist und die Bitte enthält, ihr einen Wagen zu schicken, um von ihrem Landsttze in Papaoa nach Papeete fahren zu können.²

¹ Carabus ist eine Corruption des spanischen Wortes Calabozo, Gefängniß, Kerker. Der „Carabus“ von Papeete ist eine Art Carcer, in welchem Betrunkene oder sonst lüderliches Gesindel gefesselt und nur gegen Erlag eines Sühngeldes von 5 bis 10 Francs daraus entlassen werden. Die Strafgelder bilden eine Haupteinnahmsquelle des Fiscus und wirken in doppelter Beziehung demoralisirend. Denn, während es einerseits im Interesse der Polizeiorgane liegt, durch möglichst viele Arretirungen ihren Gewinntheil an dieser Steuer zu vermehren, finden die frivolten, üppigen Tahitierinnen gerade in der Fortsetzung jenes unästhetischen Wandels, welcher sie in das Gefängniß brachte, das geeignetste Mittel, um wieder aus demselben befreit zu werden.

² Die Königinn befindet sich ihren französischen Protectoren gegenüber in einem vollständigen Abhängigkeitsverhältnisse. Bei der geringsten politischen Divergenz verweigert man ihr die Fortbezahlung der Apanage, und da bei dem ziemlich gehäbigen Leben der wohlwollenden und großmüthigen Frau

Autograph der Königin Pomare.

Papāoa 30¹⁸⁵⁹ Temate
E te Raatira o te mau
Mo mi e Iava na oe Te
ie tau Iava i te iaoe
e koroa mai oe i te Pere
oo no maea ana ma
hi ehoro maea e Papeete
te ia tau i te koroa ma
ha ana ma, hi e mami
a mai i te Pere oo Li
aha oe Iava i te Iava
Iava i Iava na
Pomare i Iava

(Wörtliche Uebersetzung.)

Papāoa, 30. Jan. 1859.

An den Chef, welcher das Geld nimmt! (i. e. Schatzmeister.)

Du, Chef, welcher das Geld nimmt, sei begrüßt! Hier ist mein kurzes Wort an Dich! Laß uns beiden morgen Deinen Wagen haben, wir werden nach Papeete fahren. Wenn morgen die vierte Stunde gekommen sein wird, gehen wir in Deinen Wagen. Verweigere mir ihn nicht! Genug gesprochen. Sei begrüßt!

Pomare, Frau, König.

Höchst überraschend ist im Verkehr mit den Eingeborenen aller Gesellschaftsklassen die Wahrnehmung, daß die französische Sprache trotz der beinahe zwanzigjährigen Oberherrschaft der Franzosen noch fast gar keinen Eingang gefunden hat. Wir lernten blos zwei Tahitier kennen, welche etwas Französisch sprachen. Indes ist auch die Kenntniß des Englischen nur auf solche Individuen beschränkt, welche an den Küsten wohnen und vielfach mit Fremden in Berührung kommen. Es stand jedoch zur Zeit unserer Anwesenheit ein Gesetz in Aussicht, nach welchem binnen zehn Jahren (1869) kein Eingeborener mehr eine Regierungsanstellung, selbst nicht die eines Mutói,¹ erhalten kann, wenn er nicht hinreichende Kenntniß in der französischen Sprache besitzt.

Im Allgemeinen scheint die Regierung des Zweiten Decembers Tahiti blos als Militärposten, als Marinestation zu betrachten, und der commerciellen Bedeutung der Insel wenig Werth und Wichtigkeit beizumessen. Wenn aber dieser Auffassung keine geheime Absicht, kein politischer Hintergedanke zu Grunde liegt, dann ist sie entschieden eine unrichtige. Zwar besitzt Tahiti nur eine geringe, culturfähige Oberfläche; mit Ausnahme von Drangen² wird fast kein einziges Product der Insel ausgeführt,³ deren Erzeugnisse kaum zu Ernährung der eigenen Bevölkerung hinreichen; aber bei seiner äußerst günstigen geographischen Lage und dem Vegetationsreichthum der benachbarten Inselgruppen würde Tahiti unter einer weisen Administration bald zum Generaldepot für die Producte Polynesiens und die Fabricate Europa's werden.

die Einnahmen und Ausgaben nur allzu häufig das Gleichgewicht verlieren, so wird ihre pecuniäre Verlegenheit nicht selten zur Erreichung von politischen Vortheilen ausgenützt.

¹ Mutói, Polizeiergeant, wörtlich: den Gesprächen des Volkes heimlich zuhören.

² Von dieser köstlichen Frucht, welche auf der Insel in großer Menge wächst und blos eingesamelt zu werden braucht, gehen jährlich 5—6 Schiffsladungen im Werthe von zusammen 200.000 Francs nach Californien, wo 1000 Stück Drangen zu 40—60 Dollars verkauft werden, während sie in Tahiti höchstens 5—6 Dollars oder 25—30 Francs werthen.

³ Sowohl Kokoßel als auch Pfeilwurz (arrow-root) und Perlmutter, die von Tahiti ausgeführt werden und gegenwärtig den Haupthandel bilden, sind Producte der Nachbarinseln, welche blos als Durchfuhrartikel betrachtet werden können. Perlmuttertaustern (*Meleagrina Margaritifera*), welche gewöhnlich in den Monaten Jänner bis April gefischt werden, kommen hauptsächlich von den Paomotu- und den Gambier-Inseln. Letztere Gruppe liefert jährlich allein über 500 Tonnen im Werthe von durchschnittlich 5—600 Francs per Tonne. Im Jahre 1859 wurde der ganze Ertrag im Vorhinein von einem Kaufmann in Papeete für 140 Dollars oder 700 Francs per Tonne erstanden. Die im Tauchen geübten Eingeborenen der Gambier-Inseln holen die Perlenmutter aus einer Tiefe von 150—180 Fuß heraus.

Die Gesamtoberfläche Tahiti's beträgt 104.215 Hectaren.¹ Den größten Theil dieses Areals nehmen die Gebirge ein, während der bei weitem kleinste Flächenraum sich zum Anbau eignet. An den Mündungen mehrerer Flüsse befinden sich einige culturfähige Strecken, von welchen die Ebenen von Taunoo (in der Nähe von Papeete), von Pointe Venus, Puse-
naura, Papara, Papuriri und Papeari, so wie das Flußdelta Fautira auf der Halbinsel Taiarapu die bedeutendsten sind.

Alle diese flachen Terrains zusammengenommen machen aber höchstens 2200 bis 2500 Hectaren aus, während überdies die sumpfige Beschaffenheit eines großen Theiles derselben keine andere Cultur als die von Taro und Reis zuläßt.²

Das Klima von Tahiti ist im Allgemeinen gesund und angenehm, die Temperatur, welche durch die herrschenden Land- und Seebrisen wesentlich gemildert wird, eine ziemlich gleichmäßige. Nur in der Mitte des Tages, wo gemeinlich jene complete Windstille eintritt, welche die Franzosen in ihrer graciösen Ausdrucksweise „l'immobilité des feuilles“ zu nennen pflegen, herrscht einige Stunden hindurch eine drückende Hitze, aber des Morgens und Abends ist die Luft in der Regel kühl und erfrischend. Das mittlere Maximum während der Regenzeit ist 29° Celsius, das mittlere Minimum 23° 5'; nur kurz vor dem Ausbruch eines Gewitters macht sich oft ein gewaltiger Wechsel im Thermometerstand fühlbar. In der trockenen Jahreszeit beträgt die mittlere Temperatur 27° am Tage und 20° während der Nacht. Wenn zuweilen im Juli in Papeete die Temperatur auf 14° Celsius und am Posten im Fautáua unter 8° sinkt, müssen selbst Europäer gewisse Vorsichtsmaßregeln gegen Erkältung brauchen, welche die Eingeborenen meistentheils vernachlässigen und sich dadurch häufig Entzündungskrankheiten zuziehen.

Unter solchen Temperaturverhältnissen, gepaart mit jener Fruchtbarkeit, welche dem vulcanischen Tuffboden eigen, ist es leicht erklärlich, daß der größte

¹ 100 Hectaren = 173.739 Wiener Joch. Von diesem Flächenraum kommen 79.485 Hectaren auf Tahiti und den Isthmus Taravao, während die Halbinsel Taiarapu eine Ausdehnung von 24.730 Hectaren hat.

² Auf der, Tahiti gegenüberliegenden Inselimeo oder Morea, welche einen Umfang von 13.237 Hectaren besitzt, befindet sich im Centrum der Insel ein Plateau, umgeben von einer Reihe steiler Berge in Halbmondsform, das sich ganz besonders zur Viehzucht eignen soll. Die Cultur des Weinstockes und europäischer Gemüse dürfte dort gleichfalls Aussicht auf Erfolg haben.

Theil tropischer und subtropischer Nutz- und Nahrungspflanzen auf der Insel ohne besondere Mühe gedeiht. Das Zuckerrohr, der Kaffeebaum, die Baumwollenstaude, die Vanillepflanze, der Cacaobaum, die Indigostauden, der Sorgho,¹ Reis, Mais, Tabak u. s. w. kommen vortrefflich fort und würden bei verständiger Cultur dem Landwirthe reichlichen Lohn für seine Mühe geben.



Landschaft auf Tahiti.

An Früchten findet man Bananen, Brotfrüchte, Mango's, Anonen, Papayas, Pandanusfrüchte, Kokosnüsse, Orangen, Citronen, Ananas, Guavas u. s. w. Die Hauptnahrungspflanzen der Eingeborenen sind:

1. Die Féi oder wilde Banane (*Musa Féi* oder *Musa rubra*), welche in fünf Varietäten vorkommt. Sie tritt erst in einer Höhe von 6—800 Fuß auf, gedeiht am üppigsten 1000—1500 Fuß über dem Meere, hat

¹ Auch hier begegneten wir dieser nützlichen Pflanze, welche in Tahiti im Herbst 1851 zum ersten Male mit Samen aus Paris gepflanzt wurde. Man baute damals 25 Acker, die binnen drei Monaten genug Samen lieferten, um den Anbau des Sorgho auf mehrere Districte ausdehnen zu können. Ein Jahr später, 1852, betrug die Ernte bereits 2100 Kilo's, wovon das Kilo zu 15 Centimes verkauft wurde.

eine eigenthümliche, safrangelbe Farbe und wird bloß in geröstetem oder gekochtem Zustande genossen.

2. Die Haari oder Kokospalme (*Cocos nucifera*), deren Stamm, Rinde, Blätter und Früchte von den Eingeborenen nutzbringend gemacht werden. Die wichtigste Verwendung aber haben ihre Früchte, welche zur Nahrung von Menschen und Thieren, zum Getränk und zur Delgewinnung dienen. Mit feinem Sandelholzstaub und anderen aromatischen Substanzen vermischt, gehört die aus der Kokosnuß gepresste ölige Flüssigkeit zugleich zu den beliebtesten Kosmetika (*monoi*) der tahitischen Frauen, um ihre schönen langen, schwarzen Haare zu salben. Die Kokospalme trägt hier wie auf den übrigen Südsee-Inseln erst in 7 oder 8 Jahren Früchte, dann aber so reichlich, daß man den Werth der jährlich gewonnenen Nüsse für jeden Baum auf 5 Francs anschlägt. Es bedarf 20 bis 25 Kokosnüsse, um eine Gallone oder $3\frac{1}{2}$ bis 4 Litres Del zu erhalten.¹

3. Der Urú (auch Maiore) oder Brotfruchtbaum (*Artocarpus incisa*), nächst der Kokospalme einer der nützlichsten Bäume der Insel. Seine Frucht, im kanatischen Ofen zwischen erhitzten Steinen gebacken, ist dem Tahitier ein Surrogat für das Brot des Europäers. Zu Zeiten des Krieges oder im Falle einer Missernte sollen die Eingeborenen gleich den Neuseeländern und den Urbewohnern des Karolinen-Archipels die Früchte des Urú in die Erde vergraben und dieselben später in verfaultem Zustande verzehren. Der Brotbaum trägt drei Ernten im Jahre. Die ersten Früchte, die besten und zahlreichsten, reifen im März, die zweiten im Juli; die dritten (*manavahói*) Ende November. Es giebt Früchte, welche 8 bis 12 Pfund wiegen.

4. Der Fara oder Pandanus, dessen Früchte gleich jenen des Urú genossen werden, und dessen Blätter zur Deckung der, aus Bambusrohr construirten Hütten der Eingeborenen dienen. Aus den rothen Samenhüllen des Pandanus odoratissimus verfertigen die schmuckliebenden Tahitierinnen äußerst zierliche Kränze und Halsgeschmeide. Von einer andern Species, welche die Eingeborenen Tri nennen, benützen sie die Blätter zur Umhüllung des Tabaks und zur Anfertigung von Cigarretten, so wie zur Fabrication von Matten für die Hausflur und das nächtliche Lager.

¹ Eine Gallone Kokosöl werthet $1\frac{1}{2}$ Francs im Tausch gegen Waaren oder 1 Franc im Verkauf gegen Barschaft. Die benachbarten Inseln sind überaus reich an Kokospalmen, und Anaa, eine der Inseln der Paomotu-Gruppe, kann jährlich an 3 — 400 Tonnen Del liefern.

5. Der Taro (*Caladium esculentum*), ein Knollengewächs, das zu gewissen Zeiten des Jahres den Mangel an Brotfrüchten zu ersetzen bestimmt ist, und von den Eingeborenen mit großer Sorgfalt cultivirt wird. Es gibt davon dreizehn Varietäten auf Tahiti.

6. Pia (*Tacca pinnatifida*), ein dem Taro ähnliches Knollengewächs, dessen mehligte Substanz namentlich Kindern und Reconvallescenten zur Nahrung dient, und welches man im Handel irrtümlich mit dem Namen Arrow-root bezeichnet, indem letzteres, hauptsächlich auf den Antillen und in Indien gewonnene Product, bekanntlich von *Marantha indica* und *Marantha arundinacea* herrührt. Auch zur Bereitung von kleinen süßen Kuchen (*poe-pia*) und als Stärkemehl findet im tahitischen Haushalte die Pia eine beliebte Verwendung.

7. Hoi oder Dams (*Dioscorea alata*), von welchem nützlichen Knollengewächs auf der Insel mehrere Species in großer Anzahl vorkommen.

8. Umara oder süße Kartoffel (*Convolvulus Batata*), von den Eingeborenen der europäischen Kartoffel vorgezogen und viel gebaut, obschon dieselbe in Tahiti sehr rasch degenerirt.

9. Fare-rupe (*Pteris esculentum*), ein Farnkraut, dessen Wurzel in früheren Zeiten, wie in Neu-Seeland, häufig gegessen wurde.

Noch scheint es von Interesse, zweier Pflanzen Erwähnung zu thun, aus deren Wurzeln die Tahitier vor der Ankunft der Europäer hauptsächlich berauschende Getränke bereiteten.¹ Es ist dies die Ti-Pflanze (*Cordyline australis*) und die Kawa oder Ava (*Piper Methysticum*), von welchem letzterem Gewächs die Eingeborenen vierzehn Varietäten unterscheiden.

Gegenwärtig ist die Cultur dieser Pfefferart auf Tahiti verboten und das Kawatrinken völlig außer Brauch gekommen. Nur auf der Halbinsel findet man noch einige alte Tahitier, die unsere alkoholisirten Getränke hartnäckig verschmähen und bei besonderen Festlichkeiten sich alle möglichen Entbehrungen auferlegen, um den nöthigen Betrag für eine Kawawurzel zusammenzusparen, die sie zuweilen das Stück mit 5 Francs bezahlen.

In früheren Zeiten wurden zum Kauen der frischen Kawawurzeln gewöhnlich junge Mädchen und zwar diejenigen, welche die schönsten Zähne

¹ Auch der gährende Saft der Orange, der Ananas, der Pandanusfrucht, der *Spondias dulcis* und der wilden Banane wurde in früherer Zeit zur Bereitung von beraushenden Getränken bei Festlichkeiten verwendet. — Seit der Einführung europäischer Spirituosen nennen die Eingeborenen alle ausländischen Getränke *ava-papaa*, alle einheimischen *ava-maohi*.

hatten, bestimmt. Sie mußten sich vor dieser heiklen Operation den Mund und die Hände sorgfältig reinigen und bedienten sich dazu eigener Gefäße. Nachdem die Wurzeln langsam und gleichmäßig gekaut und in reich mit Speichel befechtete Kügelchen verwandelt worden waren, wurden diese in einem großen, hölzernen, auf drei Füßen ruhenden Gefäß (Umeli) mit Wasser vermengt und leicht mit den Händen ausgedrückt. Auf manchen Inseln nimmt man zu dieser Verdünnung statt gewöhnlichen Wassers die in der unreifen Kokosnuß enthaltene Flüssigkeit. Kawa ist ein wässeriges Getränk von wenig einladendem Aussehen, besonders wenn man dessen Bereitung gesehen hat. Es hat gewöhnlich die Farbe von Milchkaffee; nur, wenn zuweilen mit der Wurzel auch die Blätter der Pflanze gekaut werden, erhält das Getränk eine grünliche, dem Wermuthgeist ähnliche Farbe, obschon es mit dem Geschmack des letzteren durchaus nichts gemein hat.

Der Kawa wird aus einer zur Hälfte gespaltenen, ausgehöhlten Hülse der Kokosnuß getrunken, welche in der zu Schnitzereien geschickten Hand der Eingeborenen die Gestalt eines eleganten, durchsichtigen Trinkbeckers annimmt. Nur Leute von hoher Geburt, die Arii und Naatira,¹ befreit von der Sorge um den täglichen Erwerb und von der Bewirthschaftung des Bodens, konnten sich sonst auf Tahiti dem Luxus des täglichen Genusses des Kawatrankes hingeben. Die Betäubung durch denselben hat einige Aehnlichkeit mit jener von Opium. Auch bei den Kawatrinkern wie bei den Opiumessern oder Samschu-Schmauchern ist ein nervöses Bittern, eine überwältigende Ermattung und ein, jedes andere Gefühl beherrschendes Bedürfniß zu schlafen wahrnehmbar. Nachdem die Wirkung des Kawa vorübergegangen, tritt eine große Mattigkeit in allen Gliedern ein, und die Kawatrinker pflegten sich daher in die frische Fluth eines benachbarten Bergwassers zu stürzen. Eine ganz eigenthümliche Hautkrankheit, welche der tägliche Genuß dieses Trankes zur unausbleiblichen Folge hat, wird von den Tahitiern Arawarewa genannt.

Ein deutscher Chemiker, Herr Nöllenberger, welcher zur Zeit unseres Besuches auf Papeete lebte, hat im September 1858 versucht, aus der

¹ Die tahitische Gesellschaft zerfiel vor Ankunft der Europäer in drei Classen: in Arii oder Häuptlinge, in Naatira oder Grundbesitzer, von welchen die angesehensten in jedem Districte den Namen Tataui führten; und endlich in Manahune oder Proletarier. Zu letzterer Classe gehörten auch alle im Kriege gemachten Sklaven. Zwischen den Arii und Naatira gab es ein Mittelglied, die Cioäoä, deren Rang mit jenem unsrer Adelligen correspondirte. In neuerer Zeit wird für Arii häufig das Wort Tavana gebraucht, was jedoch nur eine Corruption des englischen Wortes „Governor“ ist.

Kawawurzel eine krystallinische Substanz zu extrahiren, welche derselbe Kawaïn nannte und deren dynamische Eigenschaften noch näher zu untersuchen sind. Wie wir indeß seither aus der bereits erwähnten sehr werthvollen Monographie des Herrn G. Cuzent über Tahiti (Paris 1860) entnommen, hat dieser eifrige Forscher bereits im April 1857 in der Kawawurzel eine neue organische Base gefunden, die er Kawahine nannte und über welche derselbe in seinem interessanten Werke (Seite 99) ausführlich berichtet.

Im Verhältniß, als durch den Einfluß der Missionäre das Kawatrinken auf Tahiti verboten wurde, trat an dessen Stelle der Genuß von Branntwein und anderen Spirituosen, welche rasch eine nicht weniger schädliche Wirkung auf den physischen und sittlichen Zustand der Eingeborenen zu äußern begannen.

In der Agricultur wie im Handel macht sich seit der Schutzherrschaft der Franzosen ein bedenklicher Rückschritt bemerkbar. Kaum mehr als 60 bis 80 Schiffe besuchen im Laufe eines Jahres die Insel und vermitteln einen Verkehr an Waaren und Producten in einem Werthe von ungefähr 1,600.000 Francs, wovon beiläufig Eine Million Francs auf die Ausfuhrartikel gerechnet werden mag.¹ Am auffallendsten ist die geringe Zahl von Walfischfängern, welche dormalen auf Tahiti vor Anker gehen, um sich zu verproviantiren oder Ausbesserungen vorzunehmen. Im Jahre 1836 besuchten noch zweiundfünfzig Walfischfänger die Insel; gegenwärtig laufen jährlich kaum mehr als fünf oder sechs im Hafen von Papeete ein. In officiellen Berichten wird als Ursache dieses geringen Besuches das verminderte Vorkommen des Walfisches in diesen Regionen, und als Grund der Stagnation des Handels im Allgemeinen die Reduction der französischen Besatzung auf Tahiti, so wie der seitherige Aufschwung der Sandwich-Inseln und Californiens bezeichnet. Die wahre Ursache des verkommenen Zustandes der Insel dürfte jedoch ganz anderswo zu suchen sein. Sie liegt hauptsächlich in einer höchst mangelhaften Administration, welche beständig von einer Hand in die andere gleitet, bald einen Schiffscapitän, bald einen Officier der Gendarmerie oder des Geniecorps zum Oberhaupt hat. Ein an Kaiser Napoleon von einem in Tahiti angesiedelten englischen Kaufmanne gerichteter

¹ Diese Angaben sind nur annähernd richtig. Das Zollamt in Papeete besitzt genaue Aufzeichnungen, aber es hält dieselben geheim, und zwar aus politischen Gründen, wie wir aus der Bemerkung eines Tahitiers zu vermuthen glauben: „On ne vent pas faire savoir au monde, que nous ne sommes pas dans un état prospère.“

Brief¹ deckt die Krebschäden der gegenwärtigen Verwaltung in Bezug auf Eigenthumsrecht, Justizpflege, Gesetzgebung und sociale Verhältnisse rückwärtslos auf und giebt ein gar trostloses Bild von dem dermaligen Zustande der wegen dem reinen Glücke seiner Bewohner einst so hochgepriesenen Insel.

Aber auch die Vortheile, welche das französische Protectorat dem Mutterlande bringt, sind bis zur Stunde mehr als problematisch. Während die Gründung der französischen Stationen in Oceanien eine Summe von sechs Millionen Francs verschlangen, haben die jährlichen Unterhaltungskosten kein Jahr weniger als 2½ bis 3 Millionen Francs betragen. Davon kommen auf das Protectorat in Tahiti 6 — 700.000 Francs.² Diese bedeutende Summe wird keineswegs durch die Erzielung von commerciellen und industriellen Vortheilen aufgewogen; denn kaum treffen mehr als zwei Schiffe jährlich direct aus Frankreich auf Tahiti ein, während die meisten der daselbst verkauften Waaren englische Fabricate sind, die aus Valparaiso bezogen werden, mit welchem Hafen Papeete allein eine ziemlich regelmäßige Verbindung unterhält.

Die Station Taiohai auf der Insel Nukahiva im Marquesas-Archipel wurde seit 1. Jänner 1859 der zu großen Auslagen wegen wieder gänzlich aufgelassen, obschon Ute-moana, der König der Marquesas, und die Häuptlinge von Nukahiva das Protectorat Frankreichs nachgesucht und eine förmliche Unterwürfigkeits-Adresse unterzeichnet haben; während andererseits der Besitz von Neu-Caledonien (Dum'bia) nur mit sehr großem Geldaufwand behauptet werden kann.

In nächster Zeit werden allerdings große Reformen Platz greifen, um den bisherigen Regierungsapparat minder schwerfällig zu machen. Man will die französischen Colonien in Oceanien in östliche und westliche, mit völlig unabhängigen Administrationen theilen. Der Gouverneur der „Etablissements français dans l'Océanie orientale“ soll in Papeete, jener der „Etablissements français dans l'Océanie occidentale“ in Port de France (Neu-Caledonien) seinen Sitz haben. Allein diese Trennung der Ver-

¹ Lettre concernant l'état actuel de Tahiti, adressé à Sa Majesté Impériale, Napoléon III par Alexander Salmon. London, Effingham Wilson, 1858.

² Die französische Besatzung auf Tahiti undimeo (Morea) beträgt einschließlic der Administrationsbeamten circa 400 Mann. Der Gouverneur empfängt nebst Zuschüssen einen Gehalt von 30.000 Francs; dessen Stellvertreter (Commandant particulier) hat einen Gehalt von 20.000 Francs; außerdem beziehen die beiden französischen Commissäre ihre Diäten als Officiere der kaiserlichen Marine (16 bis 25 Francs täglich).

waltung wird zwar die Unterhaltungskosten wesentlich erhöhen, aber nicht die Aussicht auf bedeutendere Einnahmen vermehren.

Die Franzosen haben einmal kein Glück mit ihren Colonisationsversuchen; sie sind keine praktischen Colonisten. Diese Wahrnehmung wird doppelt augenfällig in der südlichen Hemisphäre, wo sie von englischen Colonien umgeben sind. Wohl haben auch die Engländer ihre Besitzungen in Oceanien, Australien, Asien u. s. w. meist nur durch Acte roher Gewalt an sich gerissen, und Niemand kann vom humanen Standpunkte aus jene Mittel billigen, durch welche sie sich zu Herren der herrlichsten und fruchtbarsten Länder der Erde machten. Was waren aber die versöhnenden Resultate dieser Gewaltacte, dieser politischen faits accomplis? England hat jene naturbevorzugten Inseln und Continente mit ihren thatlosen, hinfertbenden Menschenracen dem unbeschränkten Verkehr aller handeltreibenden Nationen geöffnet; es hat sich bemüht, durch freie Institutionen arbeitsfähige Colonisten anzuziehen, die Naturschätze der besetzten Länder durch die Hand der Wissenschaft und Forschung zu heben und zum Nutzen Aller auszubenten; es hat den Samen christlicher Cultur bis in die entferntesten Theile der Erde getragen, und selbst den wildesten Völkern durch Energie, Arbeitsfähigkeit und sittlichen Ernst ein Gefühl der Achtung und Bewunderung für die geistige Ueberlegenheit, für die Macht und Größe der weißen Race aufzudringen verstanden!

Unter dem Einflusse liberaler, aber sittlich strenger Geseze würde auch Tahiti sich bald zu einem Emporium in der Südsee, zum Singapore Oceaniens emporgeschwungen haben. Unter französischem Protectorate dagegen ist die Insel mit ihrer von jeher zur Frivolität und Sinnlichkeit geneigten Bevölkerung in der That das geworden, was sie einmal ein französischer Seefahrer scherzweise nannte: „La nouvelle Cythère!“

Ob schon die Gesellschafts-Inseln keine französische Strafcolonie sind (denn dazu ist das Klima zu gut), so giebt es doch auf Tahiti und Nukahiva einzelne, mehr politisch unbequeme als gefährliche Menschen, welche eine humane Anwendung des Martialgerichtes mit der Verbannung nach dem furchtbaren Cayenne¹ verschont, und die ein, wir möchten fast sagen,

¹ Wir hatten Gelegenheit in Papeete einige Mittheilungen über jene berühmte französische Strafcolonie aus dem Munde eines Mannes zu vernehmen, den man durch seine Stellung gewiß nicht der Uebertreibung zeihen wird. Mr. de la Micherie, zur Zeit unserer Anwesenheit Commissaire Impériale und gegen-

gnädiges Geschick nach den Gestaden der Südsee geführt hat. Einer dieser Verurtheilten, Namens Longomasino, verdankt dem Besuche der österreichischen Fregatte in Papeete die Wiedererlangung seiner Freiheit. Derselbe war bis zum Jahre 1851 Journalist in Toulouse und stand in eifriger Correspondenz mit den intimsten Anhängern Louis Napoleons, bis ihn endlich der Coup d'état über die wirklichen Absichten des Imperators die Augen öffnete, und Longomasino ins Lager der Gegner des neuen Kaiserreiches überging. Seine Agitation gegen die Gewaltmaßregeln des Zweiten Decembers veranlaßte seine Gefangennehmung und Verbannung. Er wurde zuerst nach Nukahiva, einer der Marquesas-Inseln, deportirt und erhielt später die Erlaubniß nach Papeete auf Tahiti übersiedeln zu dürfen. Erst Hufschmied, dann Advocat und in letzterer Zeit Wirth, war er gleichwohl in keiner dieser verschiedenen Berufssphären im Stande sich und seiner zahlreichen Familie eine Existenz zu gründen, und zwar um so weniger, als politische Intriguen ihm das Recht zur Ausübung einer juridischen Praxis absprachen und zur Wahl eines Erwerbszweiges nöthigten, für welchen er weder Neigung noch Geschick besaß. Wenn wir gut unterrichtet sind, so hat der juridisch gebildete Longomasino dem katholischen Bischof von Tahiti in dessen Rechtshändeln mit der französischen Administration manche gute Dienste geleistet, und es war daher weniger Mitgeföhl für den unglücklichen Deportirten als die Absicht, dem Gegener einen Streich zu spielen und ihn einer wesentlichen Stütze zu berauben,

wärtig Gouverneur von Tahiti, war vier Jahre hindurch (1854—1857) Director der Strafanstalt zu Cayenne. Während der Zeit seiner Verwaltung betrug die Gesamtbevölkerung 5—6000 Gefangene, 1500 Mann Garnison, 200 freie An siedler und 16—18.000 Neger. Die Unterhaltungskosten dieser verhältnißmäßig kleinen Ansiedlung schätzt Mr. de la Richerie auf 4—5 Millionen Francs. Die Sterblichkeit unter den Sträflingen sowohl, als unter den weißen An siedlern ist wahrhaft grauenreggend und beträgt durchschnittlich 28—33 Procent. Von 6000 Gefangenen starben in einem Jahre 2000; von 36 Negern unterlagen 18 der Erfüllung ihres Berufes. Fortwährend befinden sich 5—600 Gefangene sieberkrank im Spital. Der Director trat einmal in einen der Säle, in dem 250 Deportirte auf dem Siechbette lagen. Er frug den Arzt, wie lange sie wohl noch leben würden? — Weislaüsig ein Jahr, war die Antwort. Dépechez-vous done! mahnte der Director, indem er auf die Unglücklichen hindeutete, welche außerhalb des Spitals keine Aufnahme finden konnten und, an Leib und Seele krank, sehnüchsvoll des Momentes harrten, wo die von ihren Leidensgenossen eingenommenen Lagerstätten leer werden würden! Auch Mr. de la Richerie war der Ueberzeugung, daß kein Deportirter den Aufenthalt in Cayenne länger als vier bis fünf Jahre erträgt, daß sogar jeder freie An siedler in höchstens zehn Jahren den schädlichen Einflüssen des Klimas erliegen muß. Darum kümmert sich aber die Regierung des Zweiten Decembers wenig. Man hat einmal das Princip der Deportation für gut erkannt und will es nun durchgeführt wissen. Die weiteren Details scheinen Nebensache zu sein, wenn nur alle Franzosen, welche die Herrschaft der Napoleoniden erschüttern könnten, aus dem Lande, aus Europa verbannt sind.

was den Gouverneur veranlaßte, an den Befehlshaber der Expedition das Ansuchen zu stellen, den auf Lebenszeit zur Verbannung verurtheilten Longomasino am Bord der Kovara eine freie Ueberfahrt nach Valparaiso gestatten zu wollen. Das Ansuchen wurde bewilligt und Longomasino schiffte sich am Abend vor unserer Abreise auf der Fregatte ein, während ihm seine Familie auf einem Kauffahrer nachfolgen sollte. Der Unglückliche, welcher nicht genug Worte des Dankes über die freundliche Aufnahme finden konnte, die ihm bereitet wurde, erhöhte noch die Sympathien für sein Schicksal durch das charaktervolle Schweigen, welches er über die ausgestandenen Leiden bewahrte.¹

Ein anderer Deportirter, welcher in Papeete die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, war Belmare, ein junger vielseitig gebildeter Mann, der bekanntlich in den 1850er Jahren in den Tuileries auf Louis Napoleon schoß und in Folge dessen zur lebenslänglichen Deportation nach der Insel Tahiti verurtheilt wurde. Der Umstand, daß Belmare seither beim Schatzamt in Papeete angestellt ist und einen Monatsgehalt von 200 Francs bezieht, gab bei dem sonstigen Verfahren der französischen Regierung gegen politische Renitenten den barocksten Gerüchten Nahrung; ja wir hörten sogar wiederholt die Vermuthung aussprechen, Belmare sei eigentlich nur zum Werkzeug für eine Handlung gebraucht worden, welche als Vorwand und Scheingrund benützt werden sollte, um der Regierung Louis Napoleons Anlaß zu neuen Gewaltmaßregeln zu geben. Ob aber für einen solchen Dienst der Aufenthalt auf Tahiti, selbst mit einer noch so günstigen Monatsgage, eine entsprechende Belohnung sei, diese Frage ist freilich Monsieur Belmare allein zu beantworten im Stande.

Ungünstige Witterung, wie sie in der Regenzeit der Tropen häufig vorkommt, verzögerte unsere Abreise um mehrere Tage. Bald wehte ein stürmischer Wind, der sich von Nord über West nach Südwest beugte, bald trat wieder völlige Windstille ein, während welcher die Brandung der hohen See unaufhörlich und dermaßen heftig an das Ufer schlug, daß es wenig gerathen schien sich mit einer Fregatte in die enge Oeffnung zu wagen, welche die Mündung des Hafens von Papeete bildet und welche in einer Spaltung jener Korallenmauer besteht, die ganz Tahiti umsäumt und vor den Wellen des Oceans schützt.

¹ Longomasino reiste bald nach seiner Ankunft in Valparaiso nach Serena, einer Stadt von 20.000 Einwohnern mit reichen Kupferminen, um sich daselbst an der Redaction eines politischen Blattes in spanischer Sprache zu betheiligen.

Am 28. Februar endlich setzten wir bei Tagesanbruch unter Segel. Unsere eigenen kleinen Fahrzeuge, so wie eines der Boote des französischen Dampfers „Milan“, das uns mit großer Zuborkommenheit zur Verfügung gesendet worden war, schleppten die Novara bis außerhalb des Rifles und unterstützten wesentlich die Bemühungen unserer Matrosen, den kaum fühlbaren Luftzug allen Segeln der Fregatte zu Gute kommen zu lassen. Von einem eingeborenen Lootsen geführt, steuerten wir derart nahe an den steil aufsteigenden Korallenriffen vorüber, daß die Fregatte dieselben fast berührte.

Noch warfen wir einen Blick des Abschiedes auf Tahiti und die kleine Insel Motu-Uta, wo unsere improvisirte Sternwarte stand und so manche



Insel Tahiti.

Nacht mit Beobachtungen durchwacht wurde, um die geographische Position mit astronomischer Genauigkeit festzustellen.

Da wir außerhalb des Korallenriffes kräftigere Brise fanden und nordwärts steuerten, so lag das reizende Tahiti, welches durch die imposanten und bizarren Formen seiner Berge und durch den Reichthum und die Mannigfaltigkeit seiner Vegetation theils an die schimmernde Pracht der Tropen, theils an die stille Majestät unserer Alpenlandschaften erinnerte, bald nur mehr in traumhaften Umrissen hinter uns.

Fast gleichzeitig mit der Novara war der nordamerikanische Walfänger Emile Morgan (Capitän Chase) aus dem Hafen von Papeete ausgelaufen. Derselbe trieb sich bereits seit fünf Jahren in den Gewässern der Südsee

herum, ohne bisher seine schweren Mühen und Anstrengungen durch einen ergiebigen Fang belohnt zu sehen. Nicht mehr als 4 Faß Thran waren der ganze Ertrag seiner Campagne. Er ging nach den Sandwich-Inseln und von dort nach Hause, nach Boston. In neuerer Zeit haben sich die nordamerikanischen Walfänger in Compagnien vereinigt, welche Gewinn und Verlust theilen. Hatten seine Compagnons anderwärts mehr Glück als Capitän Chase, so mag es sich immer noch fügen, daß er die letzten fünf Jahre nicht umsonst gearbeitet hat. Die Mannschaft des Emile Morgan, welche hauptsächlich nur mit Gewinnantheil oder einer sogenannten Del-Tantième bezahlt



Eine Eingeborene von Paomotu und ihr Sohn (Mestize).

wurde, war schon verzagt geworden und sechs Matrosen verließen sogar das Schiff, um auf Tahiti zurückzubleiben. Capitän Chase hatte während der ganzen Campagne seine Frau bei sich, eine muthige, energische Amerikanerin, welche sich, wenns Noth that, selbst ans Steuerruder stellte, oder die vorzunehmenden Schiffsmanövers commandirte. Sie gefiel sich darum auch, selbst in der gewöhnlichen Conversation gewisse maritime Ausdrücke zu gebrauchen und erzählte mit Vorliebe, wie sie häufig, wenn die Boote auf den Fang ausgeschiedt waren, gleich jedem andern Officier Wache hielt.

Am 8. März wurde am Bord Fastnacht gefeiert. Mehrere Matrosen hatten sich als Invaliden, als Tahitier und Mikobarer maskirt und führten allerhand Schwänke auf. Dolce, der Koch, die lustige Person des Schiffes, erschien als Troubadour und sang herzerreißende Lieder. Nachmittags spielte die Musikbande auf dem Deck und Abends wurde den wackeren Matrosen zu ihrer großen Befriedigung eine doppelte Ration Rum gereicht.

Es lag in der Absicht des Befehlshabers der Expedition die in jener Gegend geschlossenen, fast elliptischen Curven von gleicher magnetischer Declination diametral zu durchschneiden, um wo möglich durch Beobachtung zu ermitteln, nach welchem Gesetze innerhalb der Curve von 5° , der letzten, welche die neuesten magnetischen Karten noch angeben, die Declination oder sogenannte Mißweisung der Magnetnadel weiter abnimmt.

Die erwähnte Curve von 5° östlicher magnetischer Declination liegt nach F. Evans¹ zwischen den Parallelen $5\frac{1}{2}^\circ$ N. und 13° S. und den Meridianen 120° und $134\frac{1}{2}^\circ$ W. von Greenwich nordöstlich von den Marquesas-Inseln.

Die Magnetnadel zeigt, wie bekannt, nicht genau nach den geographischen Polen, sondern weicht von der Mittagslinie oder von der Richtung Nord-Süd eines jeden Ortes entweder nach Ost oder nach West um einen Winkel ab, den man östliche oder westliche Declination oder Mißweisung der Magnetnadel nennt, und der sich nicht bloß im Verlaufe der Zeit an einem und demselben Orte langsam ändert, sondern auch im Allgemeinen von Ort zu Ort andere Werthe annimmt und nur in gewissen Richtungen, sogenannten Linien gleicher Declination, für einen bestimmten Zeitpunkt gleich bleibt.

Nachdem der Compaß der einzige Wegweiser des Seemannes auf dem Ocean, und es von großer Wichtigkeit ist, die Schiffscurse mit Rücksicht auf die geographische Lage derjenigen Punkte, welche man erreichen will, zu bestimmen und zu befolgen, so wird auch dem Uneingeweihten die Nothwendigkeit der Bestimmung der Mißweisung der Magnetnadel einleuchten, indem man dadurch zur Kenntniß jenes Winkels gelangt, um welchen die Magnetnadel von der wahren Nord-Süd-Linie, oder vom jeweiligen Meridian abweicht.

Die Bestimmung dieser Mißweisung geschieht mittelst Beobachtungen der Sonne, von welcher man in jedem Augenblicke die genaue Richtung

¹ Chart of curves of equal magnetic variations 1858, by Frederick Evans, Master, R. N.

berechnen kann, in welcher sie vom Schiffe aus gesehen wird. Diese Richtung, verglichen mit jener, in welcher die Sonne thatsächlich in Bezug zur Magnetnadel beobachtet wird, giebt den Mißweisungswinkel.

Diese scheinbar höchst einfache Bestimmungsweise begegnet gleichwohl in der Ausführung in Folge gewisser localer Umstände mehrfachen Schwierigkeiten, denn dieselbe wird am Bord eines Schiffes ausgeführt, das oft bedeutende, je nach ihrer weiteren oder geringeren Entfernung auf die Magnetnadel mehr oder minder störend einwirkende Eisenoberflächen in sich schließt, die eine örtliche Anziehung bewirken, und die Nadel von derjenigen Richtung ablenken, welche sie haben würde, wenn diese Eisenbestandtheile nicht vorhanden wären. Dabei ist die örtliche Anziehung nicht an allen Orten und in jeder Richtung des Schiffes dieselbe, sondern ändert sich nach einem gewissen Gesetze je nach der Intensität und Richtung der magnetischen Anziehungskraft der Erde. Man muß daher auch diese örtliche Abweichung der Magnetnadel bestimmen, um die genauen Werthe der Mißweisung zu finden.

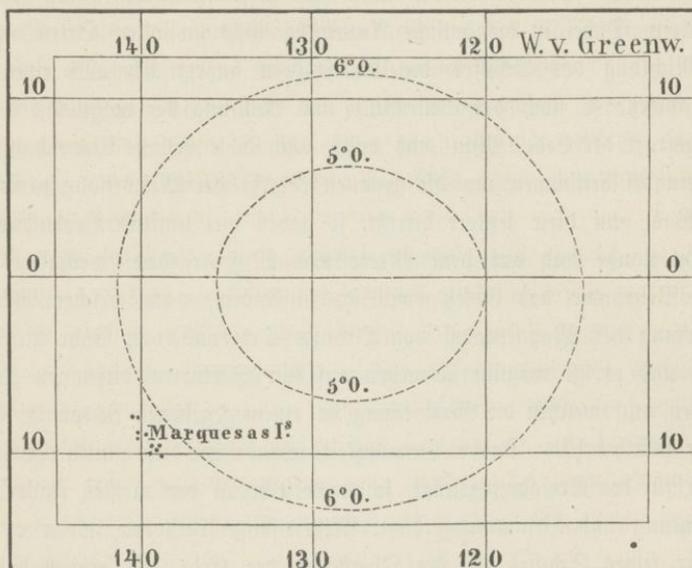
Was nun diese letztere betrifft, so haben viel tausend Beobachtungen auf dem Lande und auf dem Meere das Maß ergeben, wenigstens für kürzere Zeiträume das Gesetz empirisch zu finden, nach welchem sich die Abweichung der Magnetnadel von Ort zu Ort und von Jahr zu Jahr ändert, und es ist möglich geworden auf den Seekarten diejenigen Linien zu ziehen, auf welchen die Mißweisung in einem gegebenen Zeitpunkte einen gleichen Werth behält. Da die Genauigkeit, mit welcher diese Linien verzeichnet wurden, für den Seefahrer genügt, so ist derselbe in den meisten Fällen der Beobachtung und Bestimmung dieser Mißweisung überhoben, wenn er nur den Ort seines Schiffes auf der Oberfläche der Erde mit einiger Sicherheit kennt und die örtliche Anziehung am Bord bestimmt hat.

Diese Linien gleicher Abweichung sind aber noch mancher Verbesserung fähig, und wenn sie gleich für den praktischen Gebrauch im Allgemeinen ausreichen, so darf doch die Wiederholung der Beobachtungen besonders von solchen Seefahrern nicht vernachlässiget werden, welche Mittel und Kenntnisse besitzen, um verlässliche Angaben zu liefern.

Auch auf der Novara verging kein sonnenheller Tag, ohne daß die Mißweisung der Magnetnadel mehrere Male bestimmt wurde, so wie gleichfalls, wo es nur immer anging, auch jene Beobachtungen wiederholt wurden, welche sich auf die Bestimmung der örtlichen Anziehung am Bord bezogen.

Unter solchen Verhältnissen mußten wir einen besonderen Werth darauf legen, die Abnahme der Declination der Magnetnadel gegen ihren vermeintlichen Nullpunkt, so weit als es nur immer thunlich war, zu verfolgen und unsere Beobachtungen mit der Angabe auf den Seekarten zu vergleichen.

Es war indeß in nautischer Beziehung keineswegs von besonderer Wichtigkeit, den Minimalwerth der magnetischen Declination selbst zu erreichen, es genügte, sich die Ueberzeugung zu verschaffen, daß die beobachtete Abnahme der magnetischen Declination mit den Angaben der Karten übereinstimmte, was in der That auch vollkommen der Fall war.



Skippe nach F. Evans Carvenkarte (1858).

Diese Uebereinstimmung mußte uns um so mehr zur Genugthuung gereichen, als wir an der nordöstlichen Seite der Paomotu-Gruppe¹ frischen Nordostwind fanden, eine in der herrschenden Jahreszeit von der hohen Temperatur dieser Inseln bedingte Erscheinung, welche unserer Absicht, nach Nordost zu segeln, heftigen und andauernden Widerstand entgegensezte.

Zugleich bewog uns noch ein anderer Umstand, den Versuch, weiter gegen den Minimalwerth der magnetischen Declination zu steuern, aufzugeben. Auf der Fregatte war schon seit einiger Zeit der Gesundheitszustand

¹ Auch Paomotu-Gruppe genannt; 13—22° südl. Br. und 135—150° westl. L.

kein günstiger; eine eigenthümliche, endemische Kolik, von den Franzosen auf Tahiti colique sèche, oder colique végétale genannt,¹ machte auch am Bord unter der Mannschaft bedenkliche Fortschritte, ja wir hatten sogar den Tod eines Matrosen zu beklagen, welcher nach kurzem Leiden am 9. März in den Frühstunden starb, und dessen Leichnam noch am nämlichen Tage mit den üblichen Trauerfeierlichkeiten in den Ocean versenkt wurde.

Die Declination der Magnethadel hatte sich am 17. März in 15° 52' südl. Br. und 137° 23' westl. L. bis auf nahezu 5¹/₂° Ost vermindert, und stimmte bis nun vollkommen mit den, auf den vorhandenen Karten verzeichneten Angaben; doch ist es nicht wahrscheinlich, daß diese Declination wirklich bis auf Null sinkt, indem die Abnahme eine um so kleinere wird, je mehr man sich dem bezeichneten Punkte nähert, was nicht der Fall sein könnte, wenn die Declination in der That bis auf Null abnehmen würde.

Am 25. März befanden wir uns auf der Höhe von Pitcairn, in einer Entfernung von kaum hundert Meilen von dieser einsamen, durch ihre physische Beschaffenheit wie durch ihre Geschichte interessanten Felseninsel. Vielen Lesern dürften zwar schon die Ursachen, welche die Meuterei am Bord der englischen Kriegsschaluppe Bounty herbeiführten, so wie die späteren Schicksale der dabei Betheiligten bekannt sein, und wir würden es gewiß nicht wagen, diese an und für sich allerdings höchst merkwürdige Katastrophe hier neuerdings zum Gegenstande einer Schilderung zu machen, wenn uns nicht ein glücklicher Zufall in den Besitz einer handschriftlichen Mittheilung gebracht hätte, welche uns von Pitcairn und dessen Bewohnern bis in die neueste Zeit Kunde giebt. Um aber für dieses biedere Kernvölkchen die Sympathien des Lesers zu gewinnen, ist es nöthig in flüchtigen Umrissen ein Bild jener Ereignisse zu geben, von welchen Pitcairn zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Schauplatz war.

Im December 1787 sandte die englische Regierung die Kriegsschaluppe „Bounty“, Capitän William Bligh, nach der Insel Tahiti, um daselbst Brotfruchtbäume einzunehmen und diese nach ostindischen Besitzungen zu überführen. Das Schiff kam im October 1788 in Tahiti an und verließ, mit 1015 Stück der gewünschten Pflanzen versehen, am 4. April 1789 die

¹ Eine ausführliche Beschreibung der endemischen Kolik, welche wir nahezu acht Monate hindurch am Bord hatten, und welche an 36 Individuen in einer Minimaldauer von 9, und einer Maximaldauer von 94 Tagen beobachtet wurde, findet der Leser in dem, von Dr. Eduard Schwarz bearbeiteten medicinischen Theile der Novara-Publicationen, Seite 214—220.

Insel. Wenige Wochen nach der Abfahrt brach unter der kleinen Bemannung des Schiffes eine Meute aus, deren Hauptanführer und Leiter der erste Lieutenant der Schaluppe, Namens Christian¹ war.

Veranlassung dazu gab angeblich die strenge, tyrannische Behandlung, welche die Bemannung durch Capitän Bligh erfuhr, da er es Officieren und Matrosen an den dringendsten Lebensbedürfnissen fehlen ließ und selbst die geringste Klage und Beschwerde mit den schärfsten Strafen beantwortete. Diese erniedrigende Behandlung hatte namentlich auf das Gemüth des stolzen, charaktervollen Schiffslieutenants einen so peinlichen Eindruck hervorgebracht, daß er sich entschloß, des Nachts in einem kleinen Boote das Schiff zu verlassen und sich den Wellen anzuvertrauen. Aber seine Schicksalsgefährten hinderten die Ausführung dieses verzweifelten Entschlusses, und einer derselben machte den Vorschlag, sich lieber des Schiffes zu bemächtigen, und den Capitän und dessen Mitschuldige zu Gefangenen zu machen. Entschluß und Ausführung waren Eins. Christian und einige seiner Kameraden überraschten, wohl bewaffnet, den Capitän und nahmen dessen Anhang, von welchem Widerstand vermuthet werden konnte, gefangen, ließen ein Boot ins Meer versenken, daselbe mit Segel, Werkzeugen, einer Boussole, einem Quadranten, einigen Lebensmitteln,² Hacken und Säbeln, und zwangen hierauf den Capitän, den zweiten Lieutenant, den Arzt, den Botaniker und fünfzehn Matrosen sich einzuschiffen. Sobald dies geschehen war, ließen sie das Tau los, welches das Boot am Schiffe festhielt, und, indem sie bei günstiger Brise mit allen möglichen Segeln den Cours gegen Norden nahmen, hatten sie das kleine Fahrzeug mit seiner unglücklichen Bemannung rasch aus dem Gesichte verloren.

Christian übernahm nun das Commando der „Bounty“. Es wurde Rath gehalten und beschloffen, eine abseits gelegene Insel aufzusuchen und zum künftigen Aufenthalte zu wählen. Man änderte den Cours, warf einen großen Theil der eben erst eingenommenen Ladung von Brodfruchtbäumen über Bord, und behielt davon gerade nur so viele Pflanzen zurück, als zum Anbau auf der Insel nöthig sein würden, im Falle man dort dieses für den Tropenbewohner so nützliche Gewächs nicht vorfinden sollte.

¹ Lord Byron hat das Schicksal Christian's, einer der Hauptpersonen dieser Geschichte, zum Vorwurf eines Gedichtes gemacht.

² 150 Schiffszwieback, 16 Stücke gesalzenes Schweinefleisch (à 2 Pfund), 6 Flaschen Rum, 6 Flaschen Wein und 98 Pinten (circa 50 Maß) Trinkwasser.

Wenige Tage nach diesem Ereignisse kam man in Sicht von Tubuai, einer der Inseln des Murutu-Archipels. Obschon sich die Eingeborenen sehr feindselig zeigten, ankerten die Meuterer gleichwohl in einer Bucht im Nordwesten dieser Insel, welche für eine Niederlassung ganz besonders geeignet zu sein schien. Der Brotfruchtbaum, die Banane und der Taro kamen in großer Menge vor, und der für die Cultur empfängliche Boden versprach den Fleiß des Landwirthes reichlich zu lohnen.

Zwei Umstände aber hinderten die Meuterer, den Entschluß einer dauernden Niederlassung auf der Insel in Ausführung zu bringen: die große Feindseligkeit der Eingeborenen, welche schon in den ersten Tagen nach der Ankunft der Meuterer den Tod einiger Anzulaner zur Folge hatte, und der Mangel an Frauen. Man erinnerte sich der vertraulichen Verbindungen, welche man während des Aufenthaltes in Tahiti mit den dortigen weiblichen Bewohnern eingegangen war, und beschloß, nach jener reizenden Insel des Gesellschafts-Archipels zurückzukehren, um bestandene Bande dauernd zu knüpfen und zugleich einige Tahitier für die Cultur der neuen Niederlassung anzuwerben, die man hierauf aufzusuchen beabsichtigte.

Eine erfundene Geschichte über die Ursache der Rückkehr, welche man schon früher verabredet hatte, bereitete den Meuterern auf Tahiti einen freundlichen Empfang. Sie gaben vor, ein Eiland entdeckt zu haben, das sie bevölkern wollten. Capitän Bligh war angeblich auf demselben zurückgeblieben und hatte Christian, den ersten Lieutenant, beordert, mit der „Bounty“ nach Tahiti zu segeln, um sich dort Schweine, Hühner, Yamswurzeln und andere Knollengewächse zu verschaffen. Die einfaltsvollen Tahitier setzten nicht den geringsten Zweifel in die Wahrheit dieser Erzählung und erfüllten ohne Zögern alle Wünsche der Schiffsmannschaft. Nur vom weiblichen Geschlechte entschlossen sich nicht so viele, ihnen zu folgen, als sie gewünscht hatten. Bloß neun Frauen schifften sich ein und mit ihnen acht Tahitier und zehn Knaben. Man kehrte noch einmal nach Tubuai zurück und erbaute daselbst sogar ein kleines Fort zur Vertheidigung gegen die Eingeborenen sowohl, als auch gegen fremde Schiffe, im Falle das Versteck der Meuterer in Europa verrathen und Versuche zu ihrer Gefangennahme gemacht werden sollten. Allein die hartnäckigen Feindseligkeiten ließen auch den zweiten Aufenthalt auf Tubuai von keiner langen Dauer sein, und da gleichzeitig unter den mitgenommenen Tahitiern Zwistigkeiten ausbrachen, so beschloß man wiederholt Tubuai zu

verlassen, die Malcontenten nach ihrer Heimat zurückzubringen und sodann eine andere, völlig unbewohnte Insel zur dauernden Niederlassung zu wählen.

Nur mehr acht Mann von der einstigen Besatzung der „Bounty“ hielten jetzt noch an Christian fest und gelobten ihm zu folgen, wohin er sie auch immer führen wolle. Von Tahitiern blieben noch sechs Männer und zwölf Frauen an Bord. Von den letzteren waren neun mit den Meuterern verheiratet, die übrigen waren die Genossinnen von Tahitiern.

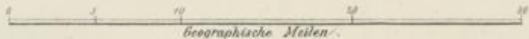
Eine Woche lang trieb man sich auf dem Ocean herum, ohne recht zu wissen, wohin man eigentlich den Kurs nehmen sollte. Endlich erinnerte sich Christian der Felseninsel Pitcairn, die ihm von einer früheren Reise her bekannt war. Auf diese wurde nun losgesteuert und im Jänner 1790 dieselbe erreicht. Die Insel Pitcairn, welche nach seemannischem Brauch den Namen des irländischen Matrosen führt, der sie im Jahre 1767 zuerst sah und entdeckte, ist die südlichste von der Gruppe der niederen und gefährlichen Inseln im stillen Ocean, unter dem 25° 03' südl. Br. und 130° 08' westl. L. gelegen. Sie zeigt sich ringsum von schroffen, spitzen Basaltfelsen umgeben, deren zerklüftete, schwarze Massen, an denen sich die Wellen mit wildem Getöse brechen, fortwährend mit Schaum bedeckt sind. Nur mit großer Mühe und Beschwerde bei sehr günstigem Wetter und völlig ruhiger See für kleine Boote an einer einzigen Stelle zugänglich, hätten die Meuterer kaum ein sichereres Asyl als Pitcairn wählen können, um sich und ihr Verbrechen vor der Welt und dem Geseße für immer zu verbergen.

Christian sprang zuerst ans Land; er ließ sich durch den öden traurigen Anblick der Ufer nicht abschrecken, und nachdem er das Innere der Insel, welche kaum drei Seemeilen im Umfange mißt, besucht hatte, ankerte man, entschlossen für immer auf Pitcairn zu bleiben, mitten zwischen furchtbaren Wellenbrechern, an einem Orte, wo es unmöglich gewesen wäre, das Schiff wieder flott zu machen; schiffte die wichtigsten Gegenstände und Lebensbedürfnisse aus, und indem hierauf Christian den Befehl ertheilte, die Schaluppe in Brand zu stecken, vernichtete er die letzte Möglichkeit, die Insel wieder zu verlassen.

Man fand dieselbe völlig unbewohnt, obschon mehrfache Spuren früherer Niederlassungen vorhanden waren.¹ Da die Meuterer die Strafe kannten,

¹ Schädel und steinerne Herte, jenen ähnlich, deren sich die Südssee-Inulaner vor Anwendung des Eisens bedienten, wurden beim Bebauen der Felder ausgegraben. Auch zwei große Köpfe aus Stein, im Durchmesser von 10 und 12 Zoll, wurden aufgefunden.

CURS DES CAPT. WILLIAM BЛИGH IM JAHRE 1789 IN EINEM OFFENEN BOOTE
VON DER INSEL TOFO BIS NACH BATAVIA.



welche sie, falls ihr Aufenthalt entdeckt würde, erwartete, so mußte ein ganzes Jahr hindurch Einer von ihnen unaufhörlich auf einem der höchsten Punkte der Insel, welcher von allen Seiten den Ocean beherrscht,¹ Wache halten, um jedes, ihrem Verstecke sich nahende Schiff sogleich zu signalisiren. Allein nach dem Verlaufe eines Jahres hörte diese Wachsamkeit auf; man begann sich zu beruhigen, und ohne Aussicht wie ohne Wunsch, die Insel je wieder zu verlassen, lebte man in stiller Resignation im Ueberfluß dahin. Abgesehen von den Früchten, welche die Meuterer auf Pitcairn vorgefunden, kamen auch die von Tahiti mitgebrachten Samen vorzüglich fort, und mit geringer Arbeit und Mühe besaßen die Bewohner in Fülle Brotfrüchte, Yamß, Taro, süße Kartoffeln, Bananen, Zuckerrohr, Kokoßnüsse und Tabak; Schweine, Hühner und Ziegen bedeckten bald die Insel und da die Ansiedler aus ausgehöhlten Baumstämmen kleine Piroguen für den Fischfang construirt hatten, so fehlte es ihrer Tafel bald auch nicht an köstlichen Fischen.

Während auf diese Weise die Meuterer scheinbar ungestraft ein friedliches Dasein führten, hatten Capitän Bligh und dessen Leidensgenossen die furchtbarsten Qualen auszustehen. In einem offenen Boote von nur 22 Fuß Länge mit 19 Personen und sehr geringen Provisionen auf dem großen Ocean ausgesetzt und Wind und Wellen Preis gegeben, gelang es ihnen erst nach achtundvierzig Tagen der unsäglichsten Entbehrungen und Anstrengungen die über 3600 Seemeilen entfernte Niederlassung Kupang auf der Insel Timor zu erreichen und von dort aus auf holländischen Schiffen nach Europa zurückzukehren.² Diese ans Wunderbare grenzende Fahrt über einen Theil der Südsee liefert zugleich einen höchst werthvollen Beitrag zur Geschichte der Besiedlung der vielen, über ungeheure Flächen zerstreuten Inseln des großen Oceans und der Wanderungen ihrer Bewohner.

¹ Der höchste Berg der Insel dürfte 4000 Fuß hoch sein, der Umfang derselben fünf englische Meilen betragen.

² Capitän Bligh schiffte sich auf dem holländischen Packetschiff *Blydt* am 16. October 1789 in Batavia nach Europa ein, und kam am 14. März 1790 in Portsmouth an. Er gab bald darauf einen Bericht über die Katastrophe am Bord der *Bounty* und seine Fahrt nach Timor heraus und spielte noch eine wichtige Rolle in der Verwaltung der Colonie Neu-Süd-Wales in Australien, zu deren Gouverneur er im August 1806 ernannt wurde. Aber auch hier fanden sein gallisches Temperament und sein eiferer Wille bald die heftigsten Gegner und die Demüthigungen, welche er nach kaum zweijähriger Amtshätigkeit erfuhr, wirkten dermaßen vernichtend auf sein stolzes Gemüth, daß er bald darauf, trotz der Genugthuung, von seiner Regierung zum Admiral befördert worden zu sein, an Kränkung starb.

Auf Pitcairn war das friedliche Stillleben nur von kurzer Dauer. Wie konnte es auch bei so wilden Charakteren, wie sie hier das Schicksal zusammen geworfen hatte, lange währen! — Nach drei oder vier Jahren verlor Quintal, einer der Matrosen der „Bounty“, seine Frau, und seine Genossen, welche schon von Beginn an die mitgebrachten Tahitier wie Sklaven behandelt hatten, gingen in ihrer Ungerechtigkeit so weit, die Frau eines Tahitiers zu zwingen, ihren Mann zu verlassen und mit Quintal zu leben.

Diese schmachvolle Forderung empörte die Tahitier aufs Aeußerste und erweckte in ihrer Brust jenen Geist der Rache, welcher die Inselbewohner der Südsee so furchtbar macht. Sie bemächtigten sich bald darauf einiger Feuerwaffen, tödteten Christian nebst einem seiner Gefährten, während beide eben im Felde arbeiteten, und verwundeten einen der vier noch überlebenden Europäer.

Obgleich die Tahitier durch diese That ihren Rachedurst gestillt zu haben schienen, so war doch nach einem solchen Ereigniß kaum mehr an eine Veröhnung und an ein freundliches Zusammenleben zu denken. Eine einzige Ungerechtigkeit war Veranlassung, daß binnen wenigen Tagen auf der Insel Ströme Blutes flossen, und daß die kleine Gemeinde, welche so großes Interesse hatte, das gute Einvernehmen unter sich zu bewahren, auf nur wenige Individuen reducirt wurde. Die Männer aus Tahiti waren sämmtlich ermordet worden und außer vier Meutern nur zehn Frauen und einige Kinder am Leben geblieben. In diesem trostlosen Zustande begann einer der englischen Matrosen, welcher einmal in einer Destillirfabrik gedient hatte, aus dem Saft der Ti-Pflanze (*Cordyline australis*) einen starken Liqueur zu erzeugen, was neues Unheil und Mißbehagen unter den An siedlern zur Folge hatte. Zwei derselben, Namens Roy und Quintal, waren fast fortwährend betrunken, derart, daß ersterer einmal in einem Anfall von Geistesverwirrung gegen das Ufer lief und sich von der Spitze eines Felsens herab ins Meer stürzte. Diese Katastrophe machte auf die Ueberbleibenden einen so tiefen Eindruck, daß sie von nun an das Destilliren ganz aufgaben und für die Dauer ihres Lebens dem Genuße geistiger Getränke entsagten. Aber bald sollte die kleine Gemeinde ein neuer Schlag treffen. Quintal, derselbe, dessen zügellose Leidenschaft schon einmal so namenloses Unglück über die Inselbewohner gebracht hatte, verlor seine zweite Frau und wiederholte nun seine

erste Forderung in so brutaler, das Leben seiner Genossen bedrohender Weise, daß diese selbst den furchtbaren Entschluß faßten, ihren Kameraden umzubringen.

Von nun an trat im sittlichen Zustande der Inselbewohner ein völliger Umschwung ein. Die beiden überlebenden Matrosen Sonny und Adams, welche einigen Unterricht genossen hatten, widmeten sich ausschließlich der Erziehung der Kinder; aber ein Jahr darauf fing auch Sonny zu siechen an und starb in den Armen seines letzten Gefährten. So befand sich denn von den Meuterern, welche vor zehn Jahren auf dieser von der Welt abgetrennten Insel ein sicheres Asyl vor dem strafenden Arme der Gerechtigkeit zu finden glaubten, nur mehr ein Einziger am Leben, alle Uebrigen, mit Ausnahme Sonny's, waren eines unnatürlichen Todes gestorben.

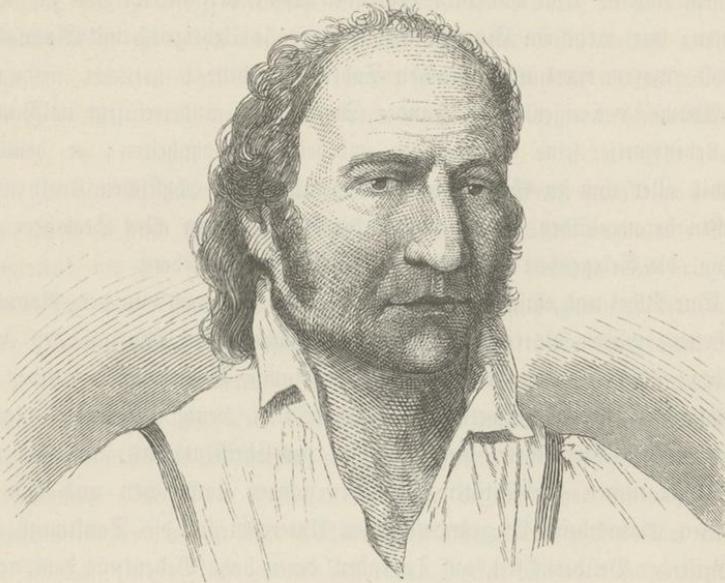
Adams, der eigentlich Alexander Smith hieß, änderte jetzt vollständig seine Lebensweise, seine Gesinnungen und seine Gewohnheiten; er bemühte sich mit aller ihm zu Gebote stehenden geistigen und physischen Kraft jenes Völkchen heranzubilden, welches später die Bewunderung aller Seefahrer auf sich zog, die Gelegenheit hatten, mit demselben zu verkehren.

Eine Bibel und einige Erbauungsschriften, welche noch von der „Bounty“ herrührten, waren die einzigen gedruckten Bücher, die sich auf der Insel befanden. Sie dienten Adams dazu, die junge Generation, welche um ihn aufwuchs, lesen und beten zu lehren. Selbst wenig unterrichtet, lernte er, indem er Andere lehrte, die Grundsätze des Christenthums, entkleidet von allen dogmatischen Subtilitäten, in ihrer ganzen natürlichen und doch so erhabenen Einfachheit! Er gründete seinen Unterricht auf die Sanftmuth und den Geist der Brüderlichkeit, auf Tugenden, deren hohe Bedeutung dem neuen Apostel um so augenfälliger erscheinen mußte, je lebendiger noch die Erinnerung an die Folgen des Zwistes und der Uneinigkeit der Kameraden seinem Gedächtnisse vorschwebte.

So erzog er die Kleinen mit der ganzen Sorgfalt eines zärtlichen Vaters, obgleich von den 19 Individuen, welche sich zu jener Zeit auf der Insel befanden, keines sein eigenes Kind war, denn erst später wurde Adams von seiner zweiten Frau mit einem Sprößling beschenkt. Der alte Matrose vermochte die junge Gemeinde nur im Lesen und Schreiben zu unterrichten, aber, wenn er auch aus ihnen keine Gelehrten machte, so bildete er sie doch zu Menschen, und alle späteren Besucher Pitcairns waren über den klaren

und gesunden Verstand, die reine Moral und die rührende Güte erstaunt, die Adams junge Böglinge auszeichneten und aus denen sich jene zukommende Manieren, jene vom Herzen kommende Liebenswürdigkeit entwickelten, welche nicht gelernt werden können, und doch so anziehend und schätzenswerth sind.

Zwanzig Jahre hindurch war das Schicksal Christian's und seiner Genossen, seit sie zuletzt die Insel Tahiti verlassen hatten, in Europa völlig unbekannt geblieben.¹ Ein einziges Mal während dieser Zeit ward ein Schiff



Adams. (Nach einer Lithographie.)

sichtbar und erregte einige Besorgniß unter den damals noch lebenden Meuturern, allein es entfernte sich wieder, ohne der Insel auch nur nahe gekommen zu sein. Erst um das Jahr 1808 wurden die Inselbewohner durch den Besuch des Capitän Folger mit dem amerikanischen Schiffe „Topaz“ überrascht. Adams zögerte nicht, sich ihm zu erkennen zu geben und getreulich

¹ Das Kriegsschiff Pandora, welches von der britischen Regierung zur Auffuchung der Meuterer nach der Südsee entsendet worden war, ging in der gefährlichen Torresstraße mit Mann und Maus zu Grunde.

Alles zu erzählen, was auf die Meuterei am Bord des englischen Schiffes „Bounty“ Bezug hatte. Diese umständlichen Angaben wurden nach England berichtet, aber man schien denselben wenig Glauben zu schenken.

Im Jahre 1814 kam das englische Kriegsschiff „Briton“ unter Capitän Sir Thomas Staines auf der Fahrt von den Marquesas-Inseln nach Valparaiso zufällig in Sicht von Pitcairn. Die Matrosen sahen von weitem staunend die Insulaner einen Hügel hinabsteigen, ihre Boote auf den Schultern tragen und bald darauf in diesen gebrechlichen Fahrzeugen die Brandung durchschneiden und auf das Kriegsschiff zurudern. In noch größeres Staunen aber gerieth die Bemannung des „Briton“, als sie von den Pitcairnern auf Englisch angerufen und ersucht ward, ihnen ein Tau zuwerfen zu wollen. Der Nächste schwang sich hierauf mit überraschender Leichtigkeit aufs Schiff — es war der Sohn Christian's, der erste auf der Insel geborene Sproßling, welcher zu jener Zeit bereits 25 Jahre zählte und den sonderbaren Namen: Dinstag October Christian führte.

Der Capitän und einige Officiere des „Briton“ besuchten hierauf die Insel, und Adams, der sich leicht hätte verbergen können, war einer der Ersten, welcher sich ihnen vorstellte, sie in sein Haus zu seiner fast blinden Frau führte, und erklärte, mit ihnen nach England zurückkehren zu wollen, wenn sie dies fordern sollten. Bei diesem entschiedenen Antrage war die ganze Gemeinde tief bewegt. Adams' Tochter warf sich dem Greise um den Hals und rief schluchzend: „Vater, Vater, verlaß uns nicht!“ Sein Sohn fiel ihm zu Füßen und klammerte sich an des Vaters Knie. Die Frauen weinten, die Männer senkten ihre Blicke und harrten bleich und stumm der Entscheidung. Der Befehlshaber des „Briton“ beeilte sich, sie zu beruhigen. Obschon nach dem Gesetze strafbar, wäre es doch zu hart gewesen, Adams seiner, durch ihn gedeihenden Gemeinde zu entreißen, welche ohne diese Stütze wahrscheinlich wieder zu Grunde gegangen wäre.

Jetzt erst gelangten die ersten officiellen Nachrichten über die Nachkömmlinge der Meuterer der „Bounty“ an die englische Admiralität.

Zur Zeit des Besuches des „Briton“ bestand die Colonie aus 46 Individuen, von denen 38 auf Pitcairn selbst geboren waren. Die kleine Gemeinde dieser, von aller Civilisation so entfernten Insel, gleichsam nur ein Punkt im Ocean, lebte zufrieden, wie eine einzige patriarchalische Familie. Die Mitglieder übten in der Einfalt ihres Herzens alle jene christlichen Cardinal-

tugenden, welche sie der greise Adams gelehrt hatte: Dankbarkeit gegen den Schöpfer aller Dinge, Geduld, Güte und Nächstenliebe.

Der ganz seltsame Ursprung dieses Mustervölkchens zog von nun an wiederholt Seefahrer nach dem bisher fast unbekanntem Eilande, und dieser Umstand trug nicht wenig bei, auf die Sittenreinheit der Pitcairner manchen verderblichen Einfluß zu üben, um so mehr, als auch manche betrügerische Abenteurer darunter waren, welche die einfaltsvollen Bewohner auf alle mögliche Weise zu bethören sich bemühten.

Als im Jahre 1825 der englische Seefahrer Capitän Beechey am Bord des „Blossom“ sich der Insel näherte, sah derselbe ein kleines Boot mit vollem Segel ihm entgegen steuern. Es trug den alten Adams und mehrere seiner Böglinge. Sie baten, an Bord kommen zu dürfen, und hatten kaum die Erlaubniß dazu erhalten, als die flinken, gelenken Burschen auch schon auf dem Deck standen. Nur Adams besaß nicht mehr dieselbe Leichtigkeit. Er schien sogar einen Augenblick zu zögern. Der Anblick des Kriegsschiffes machte auf ihn, wie man sich leicht vorstellen kann, einen tiefen, erschütternden Eindruck. Es rief gar traurige Erinnerungen in seiner Seele zurück, und als er die gewaltigen Kanonen und den kriegerischen Apparat erblickte, mit dem er in seiner Jugend so vertraut war, da vermochte er sich nicht länger zu beherrschen, und Thränen der Rührung flossen über seine Wangen und seinen Silberbart. Zu dieser Zeit zählte die Insel 66 Bewohner, und es regte sich in der Brust des alten Adams die Sorge, die kleine Scholle Erde, auf welcher dieselben festgebannt waren, werde bald der wachsenden Bevölkerung nicht mehr Raum und hinreichende Nahrung bieten.¹ Adams theilte diese Befürchtung dem edel-sinnigen Capitän Beechey mit, und bat, die englische Regierung möchte die kleine Bevölkerung nach einem bequemeren und für ihre muthmaßliche Ausdehnung geeigneterem Orte übersiedeln lassen.

Am 5. März 1829 starb Adams in einem Alter von fünfundsechzig Jahren, umgeben von allen seinen Kindern. In den letzten Tagen seiner Krankheit, während der kurzen Intervallen, wo die Heftigkeit der Schmerzen nachließ und das Bewußtsein zurückkehrte, drückte er den Wunsch aus, daß die Gemeinde noch bei seinem Leben ein Oberhaupt wählen möchte; doch geschah

¹ Ein Hauptumstand, welcher den vorsorglichen Adams bewog, die Uebersiedlung der kleinen Gemeinde bei der englischen Regierung nachzusuchen, war wohl der Mangel an Trinkwasser. Es gab zu jener Zeit nur eine einzige Quelle trinkbaren Wassers auf Pitcairn und selbst diese war so wenig ergiebig, daß täglich nur zwei Maß Wasser auf eine Familie gerechnet werden konnten.

aus Pietät für den sterbenden Greis diese Wahl nicht in irgend einer officiellen Weise, und erst nach dem Tode Adams' übernahm Edward Sonny, der Sohn eines Matrosen der Bounty, die Führung der kleinen Colonie, indem er jedoch jeden Ehrentitel ausschlug.

Unter seiner Leitung erfreuten sich die anglo-tahitischen Ansiedler eines sichtbaren Gedeihens, als ein unerwartetes Ereigniß den Zauber ihrer still-friedlichen Existenz für immer vernichtete und sie plötzlich der geliebten Insel entriß. Bei seiner Rückkehr nach Europa hatte nämlich Capitän Beechey in der Meinung, dem braven Völkchen auf Pitcairn, für das er sich so warm interessirte, einen Dienst zu leisten, seiner Regierung die Bitte des alten Adams um Uebersiedlung unterbreitet, in Folge dessen ein englischer Kriegsdampfer und ein Transportschiff im Monate März 1831 von Port Jackson in Australien nach Pitcairn kamen, um die ganze Bevölkerung nach der Insel Tahiti zu führen, welche europäische Berichte als den passendsten Ort für deren Uebersiedlung bezeichneten. Das Völkchen von Pitcairn war in Verzweiflung; denn, unterrichtet von den Schritten, welche Vater Adams wegen ihrer Uebersiedlung durch Capitän Beechey bei der englischen Regierung gethan, hatten die braven Leute bereits vor langer Zeit nach England geschrieben und inständig gebeten, sie ihrem häuslichen Herd nicht entreißen zu wollen; aber ihr Flehen schien den Ort der Bestimmung nicht erreicht, oder an maßgebender Stelle keine Berücksichtigung gefunden zu haben, und jetzt, wo die beiden Schiffe vor der Insel lagen und von der Theilnahme der englischen Regierung für ihr Schicksal Zeugniß gaben, wagten sie nicht mehr die Einschiffung zu verweigern. Sie begnügten sich damit, die Zusicherung zu erlangen, daß sie nach Pitcairn zurückgeführt würden, im Falle sie sich in ihrem neuen Asyl nicht behaglich finden sollten.

Zu Ende März 1831 kamen die Bewohner von Pitcairn in Tahiti an. Ob schon ihnen die Königin Pomare Grundstücke zur Niederlassung anweisen ließ und alle mögliche Theilnahme bezeugte, obschon die zwar frivolen, aber gastlichen und freundlichen Tahitier den Neuankömmlingen auf die herzlichste Weise begegneten, fühlten sich diese doch bei der Reinheit ihrer Sitten von allem, was sie in Papeete sahen, peinlich und schmerzlich berührt und erklärten schon am Tage nach ihrer Landung, daß sie in einem so verderbten Orte unter keiner Bedingung bleiben, sondern wieder nach Pitcairn zurückkehren wollten. Als man bemerkte, daß alle Vorstellungen zu einer dauernden Niederlassung auf

Tahiti fruchtlos blieben, entschlossen sich endlich einige protestantische Missionäre im Vereine mit mehreren bemittelten englischen Residenten der Insel, auf gemeinsame Kosten, um einen Betrag von circa 2000 Dollars eine Goëlette zu miethen, welche die Pitcairner wieder nach ihrem früheren Wohnsitz, der einsamen Felseninsel im stillen Ocean zurückführen sollte, nach welcher sie eine so unwiderstehliche Sehnsucht ergriff. Im August desselben Jahres traten sie die Rückreise an. Bierzehn waren während ihres Aufenthaltes in Tahiti aus Kummer und Seelenschmerz gestorben, gleich Pflänzchen, die man aus dem heimatlichen Boden in fremde Erde versetzt hatte. Obschon bloß sechs Monate von Pitcairn abwesend, gab es gleichwohl nicht Eine Seele auf der Insel, welche nicht den Verlust irgend eines geliebten Familiengliedes zu betrauern und zu beweinen hatte.

Trotz dieser bitteren Erfahrungen erwachte in der Brust der Pitcairner nach einer Reihe glücklich und zufrieden durchlebter Jahre neuerdings die Furcht vor Uebervölkerung und der Wunsch, daß mindestens ein Theil der Bewohner auf einer anderen Insel seine Wohnungen aufschlagen möchte. Um dieses Gefühl verstehen und würdigen zu können, muß man sich in die Lage der Besiedler einer ungemein kleinen, einsamen Insel im Weltmeere hineindenken, welche oft Jahre lang von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen bleibt und auf der jeder Fleck bereits bebaut ist; — war es da nicht verzeihlich, wenn angesichts eines solchen Umstandes das Herz eines sorgsamen Familienoberhauptes zuweilen mit Bangen erfüllt wurde, und daselbe zu schwanken begann zwischen der Liebe für die heimatliche Scholle und dem Wunsche für die Unabhängigkeit und das Wohlbehagen der eigenen Familie? —

Ein zweiter Expropriationsversuch war nicht glücklicher als der erste. Die englische Regierung, geleitet von jener anerkennenswerthen Sorge, welche sie dem ärmsten ihrer Unterthanen auf dem entlegensten Punkte der Erde angeidehen läßt, sandte neuerdings ein Kriegsschiff nach Pitcairn, welches den Auftrag erhielt, die Inselbewohner nach der Norfolk-Insel, zwischen Neu-Seeland und Neu-Caledonien zu überführen, über deren wundervolle Lage, Vegetation und Fruchtbarkeit die märchenhaftesten Berichte circulirten. Einige Pflanzen, welche englische Seefahrer von dort nach Europa brachten, hatten die allgemeinste Bewunderung erregt, so herrliche Vegetationsformen, dachte man, können nur in einer gleich zaubervollen, üppigen Landschaft vorkommen.

Und in der That, man muß die berühmte Norfolk-Insel, die majestätisch-schöne *Araucaria excelsa* gesehen haben, um in dieses Entzücken mit einzustimmen. Eine solche Insel, mit gleichmäßigem Klima, fruchtbar und von hinreichender Ausdehnung, glaubte man, sei zum Aufenthalt für das idyllische Völkchen der Pitcairner wie geschaffen. Die Nachkommen Adams' und seiner Genossen ließen sich durch diese anlockenden Berichte über die Norfolk-Insel nochmals zu einer Ueberfiedlung bestimmen, um so mehr, als Pitcairn in der That anfing, für die in fortwährender Zunahme begriffene Bevölkerung ein zu beschränkter Aufenthalt zu werden und das Angstgespenst einer möglichen Hungersnoth in grauenregender Gestalt erschien.

Im Mai 1856 sandte die englische Regierung mit einem Kostenaufwande von 5000 Pfund Sterling neuerdings ein Schiff von Sydney nach Pitcairn, um die dringenden Bitten der Inselbewohner und ihrer Gönner in England zu erfüllen und die ganze Gemeinde nach der Norfolk-Insel zu überführen. Es waren 40 Männer, 47 Frauen, 54 Knaben und 52 Mädchen, zusammen 193 Seelen, welche dem Orte ihrer Geburt und ihrer Neigung Lebewohl sagten. Aber auch diesmal schien die Aelteren unter ihnen die Ahnung einer baldigen Rückkehr zu beschleichen, und ehe sie sich einschifften, trafen sie alle möglichen Vorkehrungen, um ihre Wohnsitze in dem Zustande zu bewahren, in welchem sie dieselben verließen. Sie befestigten an die Thüren ihrer Hütten geschriebene Anzeigen, worin sie allfällige Besucher baten, ihr Eigenthum nicht zu beschädigen, indem sie sich nur auf unbestimmte Zeit von der Insel entfernten und ohne Zweifel bald wieder zurückkehren würden. Sie tödteten alle Schweine und Hunde auf dem Eilande, aus Furcht, die ersteren würden die Ruhestätten ihrer Todten stören und die letzteren unter den zurückgelassenen Ziegen und Schafen Unheil anrichten.

Noch im Herbst desselben Jahres waren sie sämmtlich auf ihrer neuen Ansiedlung installiert. Von der englischen Regierung für die erste Zeit mit den nöthigsten Lebensmitteln, so wie mit Ackergeräthen u. s. w. versehen, schienen sie sich wohl und behaglich zu fühlen und ihre Freunde und Gönner in England gaben sich der Hoffnung hin, daß sie endlich auf der Norfolk-Insel das ersehnte Asyl gefunden und als thätige, fleißige Landwirthe mit ihrem eigenen Wohle auch das Aufblühen der Insel fördern würden. Man fühlte sich in dieser erfreulichen Erwartung um so mehr bestärkt, als seit Jahren keine bestimmten Nachrichten mehr über die „Pitcairner“ nach

Europa gedrungen waren und Alles auf der neuen Colonie einen friedlichen, gedeihlichen Fortgang zu nehmen schien.

Während unseres Aufenthaltes in Sydney, im November und December 1858, kam das Gespräch wiederholt auf die Pitcairner und den wunderbaren Ursprung dieses merkwürdigen Völkchens, für welches man auch hier das höchste Interesse nahm. In den Salons des Generalgouverneurs von Neu-Süd-Wales, Sir William Denison, sahen wir eine Photographie von einer Gruppe Pitcairner, Männer und Frauen, deren wohlwollender Gesichtsausdruck den Beschauer unwillkürlich für die dargestellten Persönlichkeiten einnahm. Seit ihrer Ankunft auf der Norfolk-Insel hatte man über sie nichts Näheres mehr erfahren.

Auch auf Neu-Seeland war über den dormaligen Zustand der Pitcairner nichts weiter bekannt. In St. John's College bei Auckland fielen uns zwei junge, schon ziemlich erwachsene Männer ganz besonders auf. Man stellte sie uns als zwei junge Pitcairner vor, welche sich zu Missionären heranbildeten. Sie hatten etwas überaus Sanftes, fast Elegisches in ihren Gesichtszügen, sprachen vollkommen gut englisch und bedienten sich selbst im gewöhnlichsten Gespräche häufig biblischer Redeformen. Bekanntlich besaß Adams, als er die jugendlichen Nachkommen der Meuterer zu unterrichten begann, bloß Erbauungsschriften und die Bibel. Man schöpfte daraus nicht nur die Lehren jenes Buches der Bücher — man gebrauchte auch im gewöhnlichen Leben biblische Ausdrücke und diese eigenthümliche Gewohnheit hatte sich bis auf die Enkel vererbt.

Während unseres Besuches auf Tahiti hörten wir eines Tages, daß der englische Schooner Louisa, Capitän Stewart, eben von Pitcairn angekommen sei, wohin er von Norfolk-Insel eine Anzahl der früheren Bewohner zurückgebracht habe. Es drängte uns, den Commandanten dieses Fahrzeuges zu sprechen und aus seinem eigenen Munde nähere Details über diese Reise zu erfahren. Der Zufall wollte, daß derselbe bei dem nämlichen Hauswirth abstieg, von dem einige Mitglieder der Expedition für die Dauer ihres Aufenthaltes auf Papeete eine kleine, niedliche Palmenhütte gemiethet hatten. Wir wurden rasch bekannt und vertraut. Capitän Stewart, in Gestalt, Biederkeit, Charakter und Ausdrucksweise ein vollendeter Engländer, erzählte uns in flüchtigen Worten, daß er in der That so eben eine Anzahl Pitcairner auf ihre Kosten von der Norfolk-Insel nach ihrem Urwohnsitze zurückgeführt und während der Reise

dahin, welche mehrere Wochen dauerte, ein ausführliches Journal gehalten habe. „Doch“, fügte der treuherzige Capitän hinzu, „bin ich in diesem Augenblick nicht in der Lage, Ihnen umständlichere Mittheilungen machen zu können. Geschäfte nöthigen mich, nach der Insel Eimeo zu fahren, und wenn ich wieder hierher zurückkehre, dürfte die Novara wohl schon nach Valparaiso unter Segel sein. Aber auch mein Kurs ist nach der Westküste Südamerika's, nach Valparaiso gerichtet und ich werde vermuthlich wenige Wochen nach Ihnen dort eintreffen. Ich verspreche, während meiner Fahrt dahin die wichtigsten Daten, welche mir über die Pitcairner bekannt geworden sind, aufzuzeichnen und sie Ihnen bei meiner Ankunft in Valparaiso zur Verfügung zu stellen.“ Wir dankten Capitän Stewart für seine Güte und seine freundliche Zusage, und trennten uns mit einem kräftigen, echt englischen „shake hands“. —

Der Leser wird in einem der folgenden Abschnitte erfahren, in welcher ritterlicher Weise der wackere Schiffscapitän sein Wort einlöste. Zwei Monate später, nachdem wir neuerdings 5220 Seemeilen zurückgelegt hatten, gelangten wir in den Besitz der zugesicherten Mittheilungen. Um jedoch Vergangenheit und Gegenwart der Insel Pitcairn und ihrer biederen Bewohner als Gesamtbild vor den Augen des Lesers zu entrollen, lassen wir sogleich die erwähnten Aufzeichnungen folgen, welche die neuesten Nachrichten über die Pitcairner umfassen und jetzt wohl zum ersten Male in Europa in weiteren Kreisen bekannt werden dürften.

Capitän Stewart kam im November 1858 mit den Pitcairnern in Berührung. Als derselbe während einer Handelsreise in der Südsee auch Norfolk-Eiland besuchte, scharterten die daselbst angesiedelten Gemeindeglieder seinen Schooner, um eine Anzahl von ihnen nach ihrer Urheimat zurückzubringen. Sie erklärten, die Insel Pitcairn bloß in Folge der glänzenden Schilderungen verlassen zu haben, welche ihnen von Norfolk-Eiland gemacht worden waren. Statt des versprochenen Ueberflusses konnten sie jedoch hier mit der größten Anstrengung kaum nothdürftig ihr Auskommen finden. Ihre Hauptnahrung bestand in süßen Kartoffeln und jener geringen Quantität Fleisch, das Ein Stück Rindvieh, welches jede Woche mit Erlaubniß der Regierung geschlachtet werden durfte, der ganzen Gemeinde lieferte.

Dabei schien auch das rauhere Klima ihrer Constitution nicht zuzufügen und Krankheiten traten häufiger als je unter ihnen auf. Es stellte sich immer

deutlicher heraus, daß die Naturverhältnisse der Norfolk-Insel von den ersten Besuchern viel zu sehr überschätzt wurden, und die armen Pitcairner sahen sich daher in den Erwartungen, welche sie von diesem irdischen Paradiese hegten, gar wehmüthig getäuscht.

Die Landschaft der Insel ist allerdings überraschend schön und die Eigenthümlichkeit ihrer Vegetationsformen, namentlich von der See aus betrachtet, von einer wunderbaren Wirkung auf den Beschauer; aber der Boden — das Wichtigste für den Ansiedler, den nicht, wie den bewundernden Naturfreund bloß das Schöne und Erhabene, sondern namentlich das Nützliche erfreut und an die Scholle fesselt — ist weit entfernt, fruchtbar zu sein, und die einzigen Producte, welche durch reichliche Ernten den Anbau lohnen, sind Wälschkorn oder Mais und Bataten oder süße Kartoffeln. Weizen und Gerste sind derart dem Mehlthau und Frost ausgesetzt, daß von vielen Ernten oft nur eine einzige glücklich und ergiebig ausfällt, und die eigentlichen Kartoffeln liefern so wenig Ertrag im Verhältniß zur Aussaat und Arbeit, daß sie die Bewohner von Norfolk-Eiland nur als Nahrung cultiviren. Selbst die gewöhnlichsten Gemüsearten sind spärlich und in schlechter Qualität vorhanden und es ist unter solchen Umständen höchst wahrscheinlich, daß die früher durch englische Sträflinge und Zwangsarbeiter besorgte Cultur der Insel, wodurch natürlicher Weise ganz ungewöhnliche Resultate erzielt werden konnten, nicht unwesentlich dazu beigetragen hat, Norfolk-Eiland in den Ruf der Fruchtbarkeit zu bringen. — Die Insel hat einen Flächenraum von circa 9000 englischen Acres, von welchen ungefähr 1500 Acres gelichtet sind; aber nur die Hälfte der letzteren ist culturfähig.

Eine Landung ist bloß an der Süd- und Nordseite bei ganz ruhiger See möglich; auf ersterer ist die kleine Ansiedlung erbaut, welche aus ungefähr 100 großen und kleinen Holzhütten, sogenannten „block-houses“ besteht. Außerdem giebt es noch eine Anzahl steinerner Bauten auf der Insel, welche von der Zeit herrühren, wo auf derselben eine britische Deportations-Colonie bestand, nämlich: ein großes Gefängniß für ungefähr 2000 Gefangene nebst den nöthigen Casernen für deren militärische Ueberwachung; eine Kirche, ein Spital, Vorrathsmagazine und Wohngebäude für den Gouverneur, die Geistlichen, die Aufseher, Officiere u. s. w.; Bauten, welche, im Zusammenhange mit den vielen Grabhügeln und schlichten Monumenten im benachbarten Kirchhofe betrachtet, dem Besucher eine melancholische

Geschichte erzählen von den früheren Bewohnern und dem tragischen Schicksal vieler Tausende, welche auf Norfolk-Eiland ohne Hoffnung gearbeitet und gelitten haben müssen.

Die Einwohner von Pitcairn lebten in den früher von den Regierungsbeamten bewohnten Häusern und hatten noch nicht die geringste Anstrengung gemacht, sich auf Stellen niederzulassen, welche für den Anbau geeignet waren. Als ihnen die britische Regierung die Insel zur Ansiedlung und Benützung übergab, befanden sich auf derselben ungefähr 2000 Stück Schafe, mehrere hundert Stück Rindvieh, 20 Zuchtpferde und eine große Anzahl Schweine und Hühner. Zu diesem natürlichen, lebenden Inventar spendete die Regierung noch Lebensmittel für sechs Monate, Ackerbangeräthe und Sämereien von verschiedenen Nutzpflanzen und Gemüsen. Außerdem befanden sich noch zwei Boote von je 15 Tonnen Gehalt und große Quantitäten aller Art von hauswirthschaftlichen Gegenständen auf der Insel. Alles dieses war den Pitcairnern von der britischen Regierung zur freien Verfügung überlassen worden; nur von einigen der früheren Steinbauten, darunter die ehemalige Strafanstalt, behielt sich die Regierung eine beliebige anderweitige Verwendung vor, für den Fall, daß sie dieselben in einer künftigen Epoche wieder ihrer früheren Bestimmung zurückzugeben wünschte.

Als Capitän Stewart im November 1858 die Norfolk-Insel besuchte, bestand die Gesamtbevölkerung aus 219 Pitcairnern und zwei englischen Soldaten mit deren Familien, welche im Auftrage der Regierung mit Vermessungsarbeiten beschäftigt waren. Jedem der Bewohner sollten 50 Acres Grund als Eigenthum überlassen werden.

Am Tage nach der Ankunft des englischen Schooners wurde eine öffentliche Versammlung abgehalten, wobei die oberste Magistratsperson präsidirte und der weibliche Theil der kleinen Bevölkerung eine nicht unwichtige Rolle spielte. Es wurde beschlossen, daß Capitän Stewart 60 Pitcairner gegen eine bestimmte Summe nach ihrem früheren Wohnsitze zurückführen sollte. Ein eigenes Document wurde zu diesem Behufe in aller Form aufgesetzt, unterfertigt und gegenseitig in Abschriften ausgewechselt. Zugleich ward festgesetzt, daß am vierten Tage nach dieser Uebereinkunft sämtliche Passagiere zur Einschiffung und Abfahrt bereit sein müssen, und da sich auf der ganzen Insel kein einziger auch nur halbwegs günstiger Ankerplatz befindet, legte der Capitän mit seinem Schiffe in der Nähe der Insel bei.

Gleichwohl war am Abend des vierten Tages die wichtige Frage, wer mitgehen sollte, noch immer nicht entschieden; so viele hatten sich zur Mitreise gemeldet, daß es fast unmöglich schien zu bestimmen, welche 60 von ihnen den Vorzug haben sollten. Ein zweites Meeting, diesmal unter dem Vorſiße ihres Geistlichen, wurde zusammenberufen, aber daselbe führte zu keinem anderen Resultat, als daß man übereinkam, die Einschiffung und Abfahrt um einen Tag zu verzögern. Während dieser ganzen Zeit herrschte unter den braven Leuten die größte Aufregung. Der Einschiffungsplatz war gefüllt mit Gepäckstücken aller derjenigen, welche nach Pitcairn zurückkehren wollten; da aber unter der ganzen Bevölkerung, in Folge ihrer früheren Lebensverhältnisse, eine so enge Verwandtschaft besteht, daß sie fast an die Clans der schottischen Hochlande erinnert, so konnte man sich noch immer nicht einigen, wer gehen und wer bleiben sollte. Endlich, nach Ablauf des zweiten Termins beschloßen sie unter einander, daß, im Falle Capitän Stewart nicht im Stande wäre, zwei Clans oder Familienstämme (circa 100 Personen) auf seinem Schiffe unterzubringen, bloß Ein Clan die Reise nach Pitcairn antreten würde. Der Capitän weigerte sich, in einem verhältnißmäßig sehr kleinen Schiffe mit so vielen Menschen eine so lange Reise zu wagen; er nahm daher bloß siebenzehn Pitcairner, Männer, Frauen und Kinder an Bord und landete sie nach einer Reise von zweiundvierzig Tagen glücklich, unter Thränen der Freude und Rührung auf der denkwürdigen Felseninsel. Die bei ihrer Abfahrt auf die Hausthüren angehefteten Affichen hatten nicht ganz ihren Zweck erfüllt. Während ihrer Abwesenheit waren mehrere Hütten abgetragen und unter dem Viehstande der Insel manche Verheerungen angerichtet worden. Indesß war es nicht bloß böser Wille oder Zerstörungssucht, welche die in ihrem Hauswesen vorgefundenen Veränderungen veranlaßten. Kurz vor ihrer Ankunft war nämlich in einer finsternen, seemannsfeindlichen Nacht das amerikanische Schiff „Wild wave“ an einem Korallenriffe in der Nähe von Pitcairn gescheitert und ein Theil der Mannschaft, welcher sich auf diese Insel rettete, benutzte nothgedrungen das auf derselben vorgefundene Baumaterial, um ein Boot zu construiren und sich dann nach echter Seemannsart neuerdings Wind und Wellen anzuvertrauen. Die Kirche und einige zwanzig Hütten befanden sich noch in vollkommen gutem Zustande, während gleichzeitig noch eine beträchtliche Anzahl Ziegen, Schafe und Federvieh wild auf der Insel umherlief.

Eine große Menge Tropenfrüchte der köstlichsten Art war genussreif und schien gleichsam die Ankunft der Rückkehrenden abzuwarten, um ihnen zur Labung und Nahrung zu dienen.

Die mitgebrachten Gepäcksstücke wurden rasch gelandet, und eine ungewöhnliche Thätigkeit herrschte, um sich so schnell als möglich häuslich einzurichten. Man sah, die braven Pitcairner konnten es nicht erwarten, von einem Eigenthum wieder Besitz zu ergreifen, von dem sie bloß Unverstand und Unkenntniß entfernt hatte. Die Pietät, mit der sie in die einzelnen Hütten traten und mit ängstlich sorgsamem Blicken prüften, ob sich wohl auch Alles noch an der früheren Stelle befinde, zeigte, mit welcher Liebe und Verehrung sie an diesem traurigen Ursitz ihrer Väter und dessen melancholischen Traditionen hingen, der für die biederen Pitcairner mehr Bedeutung zu haben schien, als die majestätischen Ruinen eines fürstlichen Ahnenschlosses mit allen seinen welthistorischen Erinnerungen für manchen jugendlichen Erben.

Dieselbe wichtige Rolle, welche die weibliche Bevölkerung während der Beratungen auf der Norfolk-Insel spielte, schien auch jetzt bei der Niederlassung auf Pitcairn dem zarten Geschlechte vorbehalten zu sein, und Capitän Stewart konnte nicht genug die hohe gesellschaftliche Stellung rühmen, welche dasselbe in der kleinen Gemeinde behauptete. Die Frauen ihrerseits machten von diesem Rechte den bescheidensten Gebrauch, und ihr ganzes Streben ging bloß dahin, dasselbe durch ihre Tüchtigkeit im Haushalte zu verdienen. — Hier endet, was uns über die Pitcairner und ihr wunderliches Schicksal bekannt geworden. Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß die Meisten der noch auf Norfolk-Eiland zurückgebliebenen Genossen allmählig nach dem Stammstize im stillen Ocean zurückkehren werden, um daselbst ihr Leben zu beschließen.

Bei aller Theilnahme für ihr Geschick und die Vorzüge ihres Herzens macht doch ihr beständiges Zagen und ihre krankhafte Unschlüssigkeit auf den ernstern Beurtheiler einen peinlichen Eindruck; dieser hervorragende Zug ihres Charakters scheint indeß einen tieferen psychologischen Grund zu haben. Der Meuterei auf dem Schiffe „Bounty“ folgte eine natürliche Reaction. Das Gefühl der Furcht, entdeckt zu werden, welches Christian und seine verbrecherischen Gefährten unaufhörlich quälte und ihnen bis zu ihrem Tode den Frieden des Herzens raubte, vererbte sich, wenn schon in

gemilderter Form, auf ihre Nachkommen, auf die dritte und vierte Generation, und ließ in ihrer Brust jenen verderblichen Sinn von Abhängigkeit und Verzagttheit Wurzel fassen, welcher selbst noch den Enkeln nicht gestattete zur Ruhe zu gelangen und nicht blos sittliche, sondern auch nützliche, brauchbare, ihren eigenen Kräften vertrauende Glieder der Gesellschaft zu werden. Thatkraft, Muth, Entschlossenheit scheinen für immer aus der Brust der Pitcairner entflohen zu sein, welche andrerseits durch zahlreiche christliche Tugenden unsere Sympathien erwecken, und von denen namentlich der Gründer dieser einfaltsvollen Gemeinde, der energische, kernige Adams, durch seine sittlichen Eigenschaften in so überzeugender Weise den Spruch bethätigte: „Wer die Kraft hat, zu wollen, thut Wunder!“ —

*

*

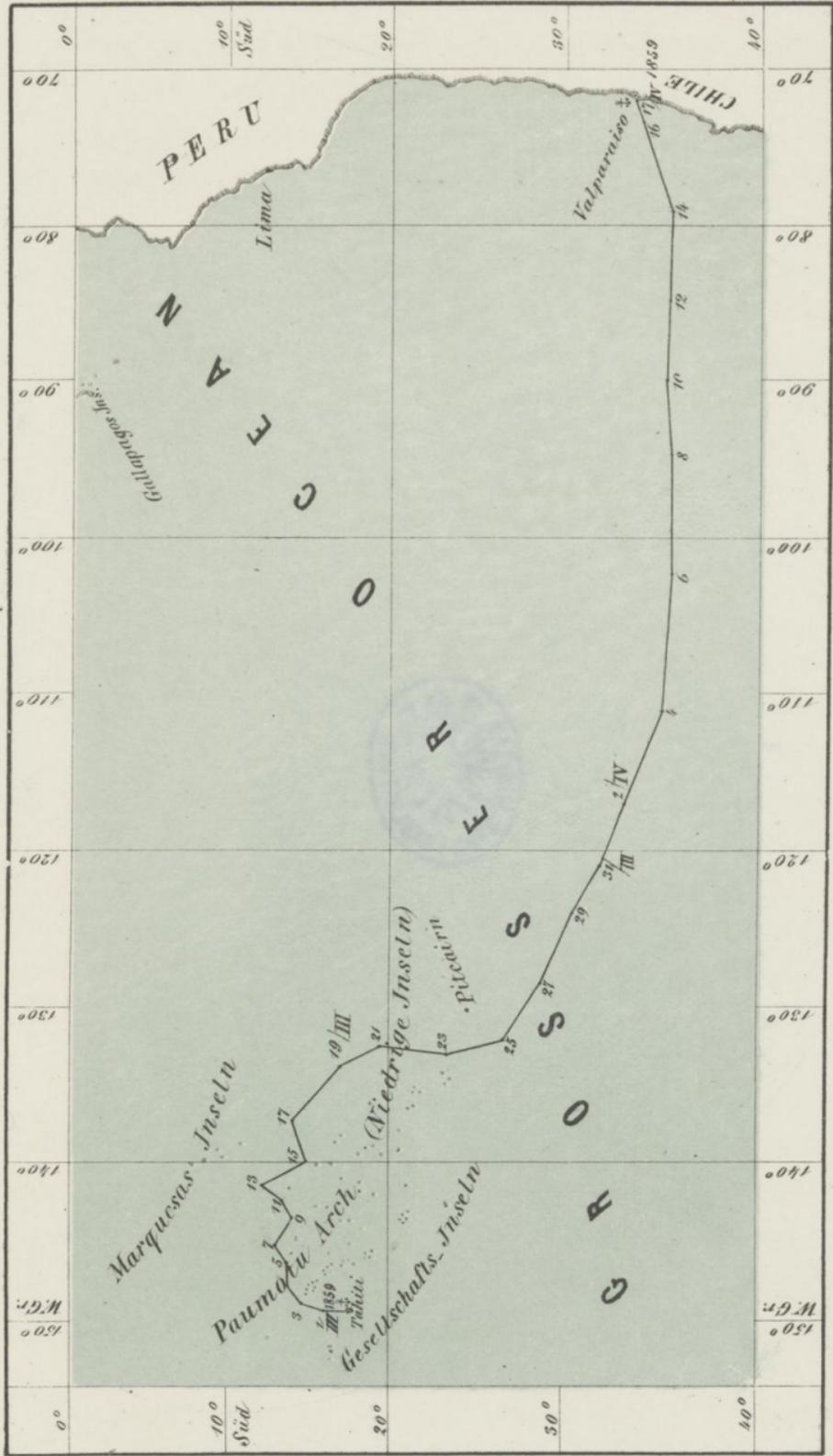
*

Unsere Reise nach der Westküste Südamerika's war eine rasche, aber ziemlich stürmische. Selten heiterte sich der Himmel auf, und nebst häufigem Regen hatten wir auch jenes Unbehagen und jene unfreiwillige Unthätigkeit zu erdulden, zu welchen eine hochgehende See und ein gewaltiges Rollen des Schiffes den Ozeanfahrer nur allzu oft verurtheilen.

Am 4. April, als während der Nacht bei heftigem Westwinde und finsternem, drohendem Wetter die Segel vermindert werden mußten, geschah es, daß ein Matrose von der Großbramraae, in einer Höhe von 125 Fuß über Deck herabstürzte. Gewandt im Klettern und in den Tauern zu Hause, erfaßte er während des Falles eines derselben und war dadurch so glücklich in den Mastkorb (69 Fuß Fallhöhe) mit verminderter Geschwindigkeit zu gelangen, so daß er bald darauf mit Hilfe Anderer aus seiner gefährlichen Lage befreit werden und bereits am folgenden Tage wieder Dienst machen konnte.

Am 11. April brach ohne besondere stürmische Veranlassung die Großraae entzwei. Sie wurde bei näherer Untersuchung durch Fäulniß des Holzes in der Mitte geschwächt gefunden und konnte nicht mehr verwendet werden. Es war eine glückliche Fügung, daß dieses Ereigniß unter günstigen Witterungsverhältnissen geschah und dadurch die beiden Stücke ohne weitere Schwierigkeit herabgenommen werden konnten. Bei hoher See und schlechtem Wetter hat ein solcher Vorfall oft sehr bedenkliche Folgen

XVIII. Von Tahiti nach Valparaiso.



Gez. v. A. Iatrina, Schiffsführer.

denn zwei, über 40 Fuß lange Stücke, welche an der Bruchseite einen Durchmesser von mehr als 21 Zoll und selbst am Ende, an ihrer dünnsten Stelle noch 8 Zoll Durchmesser haben und mehrere tausend Pfunde wiegen, können leichtbegreiflicher Weise durch ihren Fall am Schiffskörper empfindlichen Schaden anrichten und sogar das Leben vieler Menschen gefährden.

Da wir keine große Maas als Ersatz vorrätzig hatten, so mußten wir uns bis zum nächsten Reiseziel mit kleineren behelfen, wodurch zwar die Befegung ein äußerst sonderbares Aussehen erhielt, der Beschleunigung der Fahrt aber wenig Eintrag geschah.

In 34° südl. Br. und 76° westl. Länge wurde eine Abnahme von 2° Celsius in der Temperatur des Meerwassers beobachtet, und wir gelangten nun in einer Entfernung von circa 200 Seemeilen in die Humboldts-Strömung, welche uns nach Nord zu West trieb, und deren Geschwindigkeit $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Meilen in der Stunde betrug. Unsere eigenen Erfahrungen stehen somit — wenigstens für diese Breite- und Längengrade und für diese Fahrzeit — jenen Angaben entgegen, nach welchen die berühmte Strömung bereits in einer Entfernung von 800 bis 1000 Seemeilen von der Westküste des südamerikanischen Continentes fühlbar wird.

Am 16. April Nachmittags wurden zuerst dunkle Contouren in der Richtung des Leoncagua, des höchsten Berges der chilenischen Anden, wahrgenommen, und wenige Stunden später befanden wir uns in Sicht des Leuchtturmes von Valparaiso. Eine nur geringe Brise und hohe See ließen es nicht rathsam erscheinen, noch des Nachts einzulaufen, während wir auch am folgenden Morgen es nur den unterstützenden Bemühungen jener Schlepbooten zu danken hatten, welche uns von den Commandanten des englischen Linienschiffes „Ganges“ und der französischen Corvette „Eurydice“ entgegengeschickt wurden, daß wir bei der herrschenden Windstille um halb vier Uhr Nachmittags die Rhyde von Valparaiso erreichen und in 25 Faden auf einem guten, freien Platz, außerhalb des Gewirres von Kauffahrern Anker werfen konnten.

Wir vollendeten die Ueberfahrt von Tahiti nach Valparaiso, eine Entfernung von mehr als 5000 Seemeilen, in 48 Tagen, und obchon eine beträchtliche Zeit mit dem Versuche, gegen den muthmaßlichen Nullpunkt der magnetischen Declination zu steuern, verloren ging, so erreichten wir doch unser Reiseziel früher als Kauffahrer, welche vor uns oder gleichzeitig mit

uns von Papeete abgesehelt, aber in südlicher Richtung durch den Paomotu-Archipel gesteuert waren.

Der österreichische Generalconsul in Valparaiso, Herr Flemmich, sandte uns sogleich Briefe an Bord, aber das eigentliche Postpaket, welches wir mit Bestimmtheit hier vorzufinden glaubten, war noch nicht angekommen, und dieser Umstand erfüllte, angesichts der inzwischen in der Heimat eingetretenen politischen Ereignisse, alle Gemüther am Bord mit doppeltem Bangen und Sehnen.



Häuptling von den Paomotu-Inseln.